



DENKMALPFLEGE IN BADEN - WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES

17. JAHRGANG
JULI-SEPT. 1988

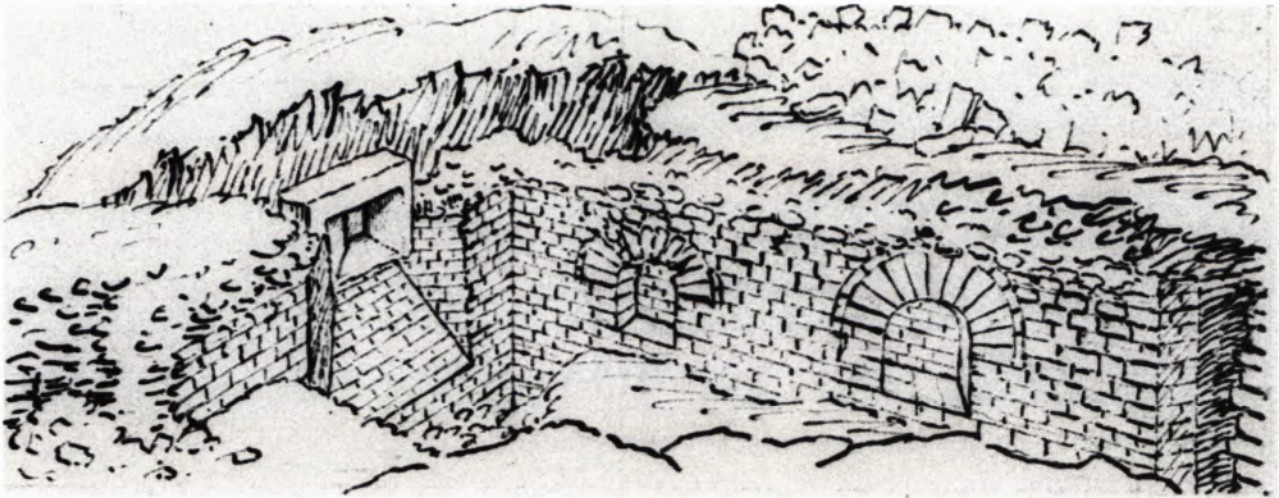


DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG · Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes
Herausgeber: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg · Mörikestraße 12 · 7000 Stuttgart 1
Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Präsident Prof. Dr. August Gebeßler
Schriftleitung: Dr. Doris Ast · Stellvertreter: Dr. Christoph Unz · Redaktionsausschuß: Dr. H. G. Brand,
Dr. D. Lutz, Prof. Dr. W. Stopfel, Dr. J. Wilhelm
Druck: Konradin Druck · Kohlhammerstraße 1-15 · 7022 Leinfelden-Echterdingen
Postverlagsort: 7000 Stuttgart · Erscheinungsweise: vierteljährlich · Auflage: 20 000 · Beim Nachdruck
sind Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegstücken an die Schriftleitung erforderlich.

Inhalt

Ingo Stork	Römische Gutshöfe im Kreis Ludwigsburg – Fragestellungen, Erhaltung, Aufgaben	105
Reiner Laun/Dietrich Lutz	Ein steinernes Stadthaus in Ladenburg aus dem Jahr 1229	112
Inge Schöck	Das „kleine Rätsel“ von Bächlingen	122
Kathrin Ungerer-Heuck	Mannheimer Mittelturmfassaden	126
Johannes Wilhelm	Die Pirschgänge im Böblinger Stadtwald Ein Denkmal landesherrlicher Jagdkultur	134
Ulrich Knapp	Eine Musterrestaurierung des 19. Jahrhunderts Die Instandsetzung der Klosterkirche Salem in den Jahren 1883 bis 1894	138
Martin Luik	Römerpark Köngen – eine sinnvolle Präsentation des bedeutenden Bodendenkmals	147
Doris Ast/Ulrich Gräf	Zur Nachahmung empfohlen! Ausstellung in Bietigheim-Bissingen	151
Personalien		152
Mitteilung		152

Titelbild: Ladenburg, steinernes Stadthaus von 1229. In der Westwand des 1. Obergeschosses befindet sich das aufwendigste Fenster des Hauses, das hier von außen zu sehen ist. Zum Beitrag Reiner Laun/Dietrich Lutz: Ein steinernes Stadthaus in Ladenburg aus dem Jahre 1229



1 SKIZZE des 1816 bei Stuttgart-Mühlhausen aufgedeckten römischen Kellers mit Fenstern und Nischen.

Ingo Stork: Römische Gutshöfe im Kreis Ludwigsburg – Fragestellungen, Erhaltung, Aufgaben

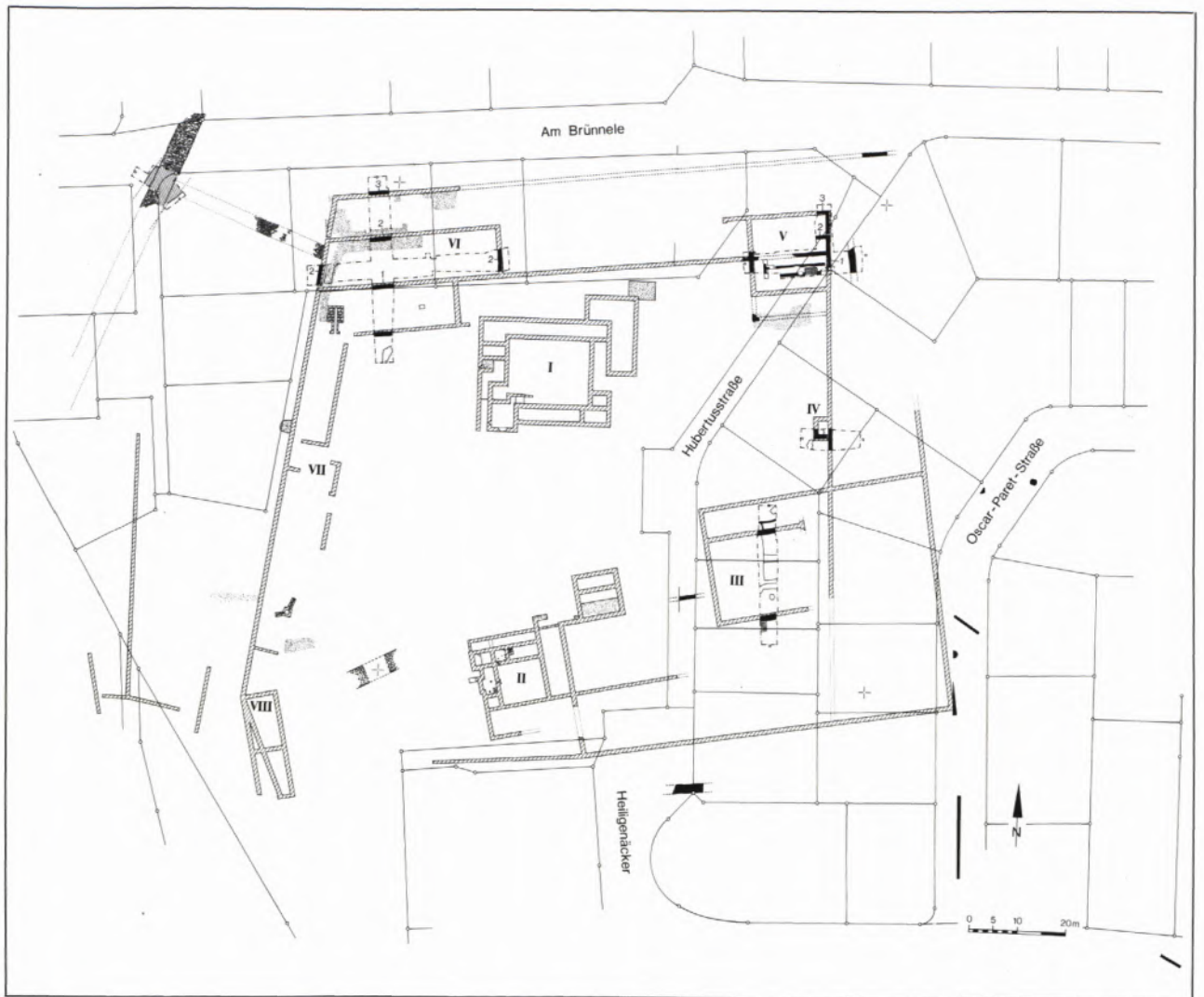
Der mittlere Neckarraum zählt zu den in vor- und frühgeschichtlicher Zeit mit am dichtesten besiedelten Landschaften Baden-Württembergs. Die Ursachen hierfür sind vielfältiger Art; neben der Fruchtbarkeit der Gäuflächen, die im allgemeinen Braunerden auf Löß aufweisen, spielen u. a. das Klima und die Erschließbarkeit der Täler für Verkehrswege als Faktoren eine Rolle. Im Fundstellenbestand dieser typischen Altsiedlungslandschaft ragen insbesondere drei Kulturabschnitte aufgrund ihrer Häufigkeit hervor: neben den verschiedenen Siedlungen der jungsteinzeitlichen Bauernkulturen und den fränkisch-alamannischen Gräberfeldern ist es vor allem die römische Epoche, deren Bestand – rein numerisch und in Anbetracht der relativ kurzen Zeit von maximal 170 Jahren – den anderer Epochen bei weitem übertrifft. Es wäre allerdings verfehlt, hieraus auf eine überproportional dichte Besiedlung zu schließen; vielmehr beruht unser Kenntnisstand auf Faktoren, die für andere Perioden entweder nicht oder nur begrenzt zutreffen. Vor allem ermöglicht die römische Steinbauweise auch dem Laien ein leichteres Auffinden und Erkennen der Siedlungsplätze. Zerstörungen, etwa durch landwirtschaftliche Nutzung oder Steinausbruch, lassen – im Gegensatz zu vorgeschichtlichen Perioden – zumindest die Fundstellen als solche noch erkennbar bleiben.

Hinzu treten, besonders im Kreis Ludwigsburg, forschungsgeschichtliche Gesichtspunkte. Römische Baureste und Inschriften haben hier seit dem Humanismus, erwähnt sei die Tätigkeit des Marbacher Präceptors S. Studion (1543–1605), stets besonderes Interesse gefunden. Die Nähe der Residenzstädte Stuttgart und Ludwigsburg bildete eine Voraussetzung für archäologische Aktivitäten des 18. und frühen 19. Jahrhunderts. So wurden bereits 1701 und 1757 – auf Geheiß des Herzogs Karl Eugen – Grabungen in dem römischen Gutshof von Stuttgart-Zazenhausen, Flur „Jungweingärten“, u. a. von Chr. Fr. Sattler, vorgenommen. Weitere unter

König Friedrich sind 1816 für die Anlage in Flur „Nußbäume“ auf Markung Stuttgart-Mühlhausen und Kornwestheim belegt. Die Grabungsleitung lag in Händen des königlichen Hofbaumeisters N. v. Thouret. Neuerliche Grabungen in der letztgenannten Gutsanlage führte 1835 u. a. der bekannte Architekt Chr. Fr. Leins durch (Abb. 1). Die von G. Memminger ins Leben gerufenen Oberamtsbeschreibungen berücksichtigten von Anfang an besonders die unschwer erkennbaren Denkmale: Grabhügel und römische Ruinenstätten. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist besonders die Tätigkeit des Bietigheimer Oberförsters Fr. A. Fribolin (1821–1910) zu erwähnen. In Verbindung mit dem von Ed. Paulus d. J. seit 1885 betriebenen ersten Versuch einer archäologischen Landesaufnahme lieferte Fribolin eine Fülle von Informationen zu Fundstellen des mittleren Neckarraumes, zumal der römischen Epoche.

Die Tätigkeit der von Th. Mommsen ins Leben gerufenen Reichslimeskommission umfaßte selbstverständlich auch die Kastelle und Strecken des Neckarlimes. Zu nennen wären in diesem Zusammenhang die Untersuchungen von K. Müller, F. Richter und A. Mettler in Benningen und Walheim.

Die erste vollständige Aufdeckung eines römischen Gutshofes führte 1911 O. Paret in Ludwigsburg-Hoheneck durch (Abb. 2). Die Wirkung dieser Grabung für das Bild, das sich sowohl die Fachwelt als auch eine breite, interessierte Öffentlichkeit von den Gutsanlagen machte, kann kaum unterschätzt werden. Noch heute zeigt diese Anlage beispielhaft wesentliche Bauelemente eines Gutshofes im mittleren Neckarland: das Wohnhaus des Gutsherren oder Pächters mit Eckrisalit, Portikus und Innenhof (I), ein separates Badegebäude (II), Wirtschaftsgebäude unterschiedlicher Funktion (III, V), an die Hofmauer angebaute Schuppen, Scheunen oder Remisen (IV, VII, VIII), die Hofmauer in verschiedenen Baustadien und andere Einfriedungsmauern,



2 LUDWIGSBURG-HOHENECK, Plan der Anlage nach den Grabungen von O. Paret im Jahre 1911 sowie aufgrund der Grabungen und Notbergungen des Landesdenkmalamtes in den Jahren 1986 und 1987. Die Gebäude Nr. I, II, VII und VIII sollen später wieder freigelegt und konserviert werden; ein kleines Freilichtmuseum mit Grünanlage soll die moderne Bebauung auflockern.

schließlich ein Brunnen. Eine Besonderheit stellt in Hoheneck der Bau VI dar, den Paret wohl zu Recht als Trockenschuppen der Ziegelei gedeutet hat. Je nach Bedeutung können Zahl, Umfang und Qualität der Bauten unterschiedlich sein. Speziellere Wirtschaftsbauten, wie in Hoheneck die Ziegelei, anderwärts vielleicht eine Kelter, ein Speicher oder Schmieden, geben Hinweise auf die Produktion und den Spezialisierungsgrad der einzelnen Anlage. Ein wesentlicher Teil von Parets Arbeit galt auch später der Untersuchung ziviler römischer Siedlungen in Württemberg.

Die nach dem Zweiten Weltkrieg explosionsartig ansteigende Bautätigkeit sowie groß angelegte Flurbereinigungsmaßnahmen erforderten eine Reihe von Rettungsgrabungen, die wesentliche neue Erkenntnisse eintrugen. Besonders die Untersuchungen unter D. Planck in Bondorf (Kr. Böblingen) und Lauffen (Kr. Heilbronn), die beide vollständige Grundrisse erbrachten, sind in diesem Zusammenhang zu nennen.

Demgegenüber stehen eine Vielzahl von nicht nur römischen Fundstellen, die durch Baumaßnahmen in den bevölkerungsreichen Großräumen entlang der Industrieschiene um Stuttgart und Heilbronn zwar erst neu entdeckt, zugleich aber auch vernichtet wurden, ohne

daß systematische Untersuchungen möglich waren. Dasselbe gilt für die Zerstörungen durch intensive landwirtschaftliche Nutzung. Um so wichtiger war und ist die Arbeit ehrenamtlich tätiger Laien, die in vielen Fällen wenigstens noch Angaben zu den Fundstellen beibringen konnten. Gerade im Kreis Ludwigsburg findet sich, nicht zuletzt bedingt durch intensive denkmalpflegerische Betreuung, ein dichtes Netz ehrenamtlicher Mitarbeiter.

Die genannten Tatsachen bewirken zusammengenommen eine recht große Fundstellendichte. Allein im Kreis Ludwigsburg sind gegenwärtig knapp 200 römische Fundplätze lokalisiert, von denen die weitaus meisten, über 90%, mit einiger Wahrscheinlichkeit Gutshöfen zuzurechnen sind. Für Baden-Württemberg insgesamt wird von der Existenz von mindestens 2000 solcher Anlagen ausgegangen, eine Zahl, die eher zu niedrig als zu hoch gegriffen erscheint.

Die Bedeutung dieser Zahlen für die heutige Forschung wird allerdings beträchtlich relativiert, sieht man sie vor dem Hintergrund der Zerstörungen und des archäologischen Kenntnisstandes. Im unmittelbaren Umfeld der Städte und Gemeinden sind heute bereits nahezu alle Objekte durch Überbauung zerstört. Zahlreiche weitere

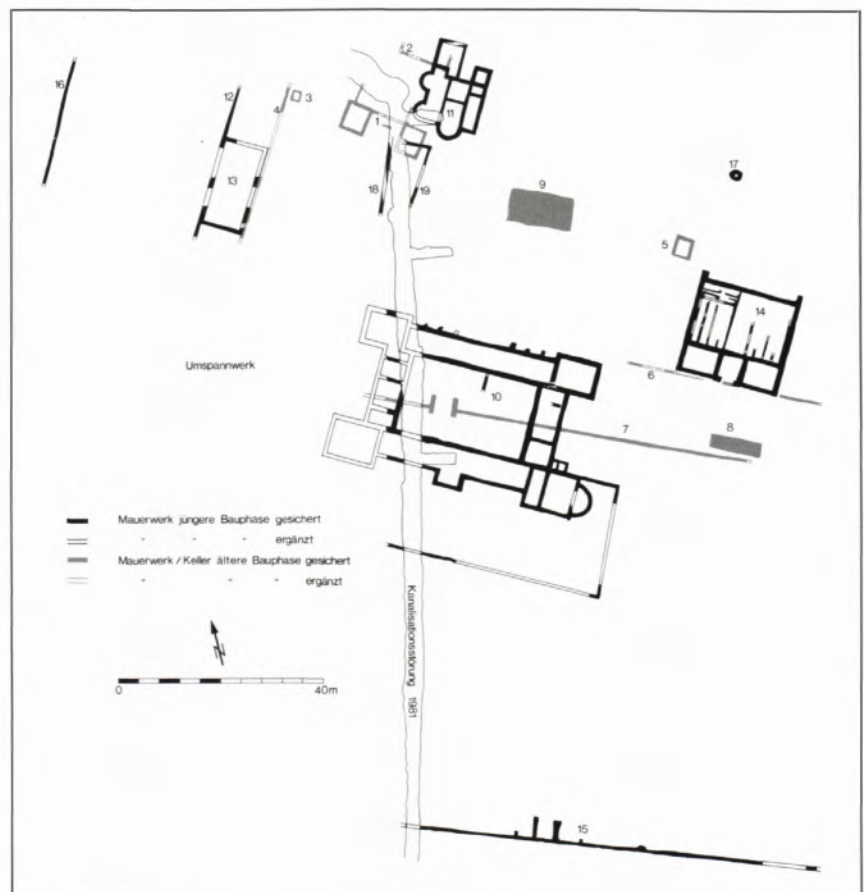
mußten Straßenbauten zumindest partiell zum Opfer fallen. Mit grundsätzlichen Änderungen ist hier angesichts der Bedürfnisse eines Ballungsraumes auch zukünftig kaum zu rechnen. Neben diesen altbekannten Zerstörungsfaktoren trat seit den sechziger Jahren vermehrt die moderne, hoch mechanisierte Landwirtschaft in den Vordergrund. Die Lößböden gestatten den Einsatz schwerer, tiefgreifender Maschinen zur Bodenbearbeitung. Der Drang zur Ertrags- und Rentabilitätssteigerung führte zur Umnutzung von Wiesen- zu Ackerflächen und zum vermehrten Anbau von Kulturen wie Mais und Wein, die tiefere Erdingriffe erfordern. Durch frühere Flurbereinigungen – heute wäre man in manchen Punkten sensibler – entstanden Ackerflächen, die einerseits die historisch gewachsene Parzellierungs- und Wegestruktur mit ihren Hinweisen auf archäologische Denkmale zerstörten, andererseits eben auch den Einsatz dementsprechender Maschinen erforderten. Da sich die römischen Gutshöfe vorzugsweise in Hanglagen befinden, wird der Zerstörungseffekt durch Erosionsvorgänge noch wesentlich verstärkt. Als Folge davon ist bereits heute, wie die Auswertung von Luftbildern belegt, mindestens die Hälfte aller Anlagen im landwirtschaftlichen Gebiet vollständig oder in Teilen zerstört und ihrer Kulturschichten beraubt. Die meisten der übrigen müssen als gefährdet gelten. Dabei sind diese erschreckenden Verhältnisse vor dem Hintergrund des Zerstörungsgrades vorgeschichtlicher Siedlungen noch als günstig zu betrachten.

Was steht dem an Schutzmaßnahmen und – als letzter denkmalpflegerischer Konsequenz – an modern ergrabenen Anlagen gegenüber? Im Kreis Ludwigsburg konnten bislang fünf kleinere Gutshöfe, in erster Linie

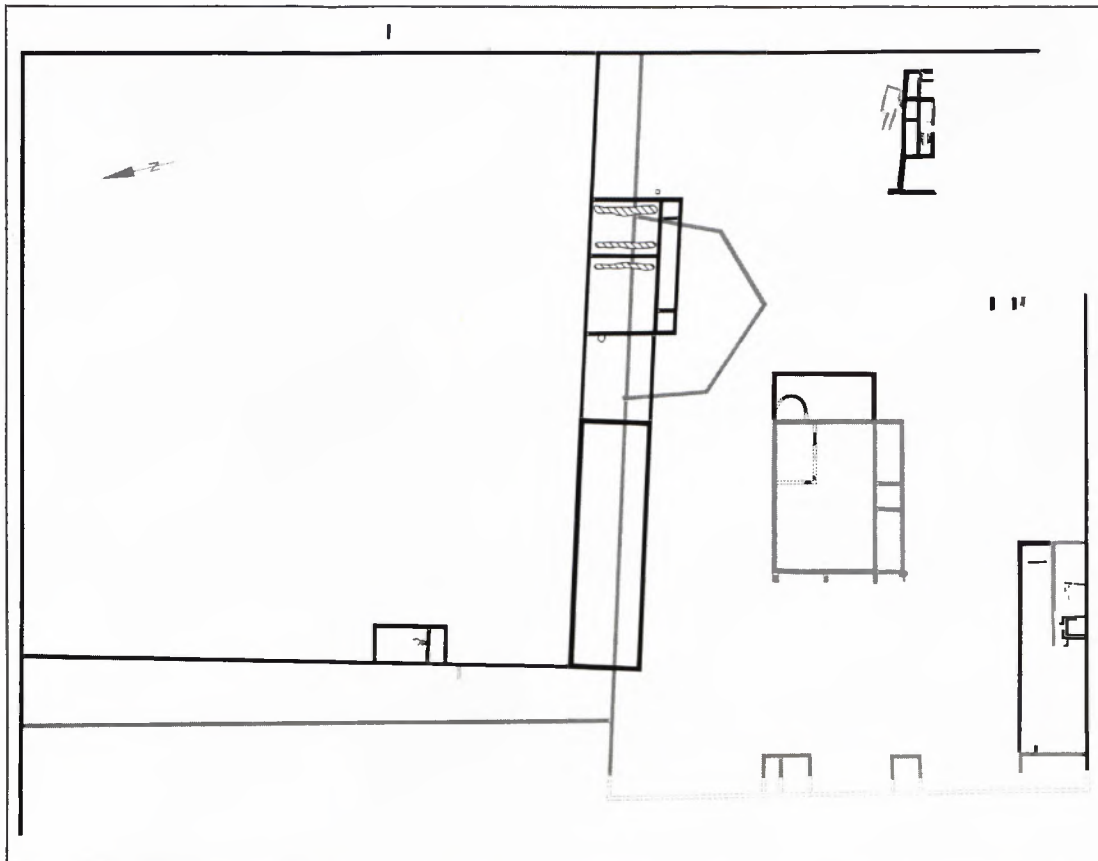
aufgrund ihrer Erhaltung, als Kulturdenkmale von besonderer Bedeutung ins Denkmalsbuch eingetragen werden. Alle verdanken sie ihre gute Erhaltung und damit auch den Grund für ihre Unterschutzstellung der Lage im Wald. Gefährdungen durch unerlaubte Grabungen sind hier aber immer wieder anzutreffen und werden als Verstöße gegen das Denkmalschutzgesetz verfolgt. Der natürliche Schutz durch Waldbestand bei dem Denkmal angemessener, forstwirtschaftlicher Nutzung findet sich im Kreisgebiet naturgemäß selten, zählt es doch zu den waldärmsten in Baden-Württemberg. Abgesehen von den ins Denkmalsbuch eingetragenen Anlagen sind schließlich noch zwei als Grabungsschutzgebiet ausgewiesene zu nennen. Beide unterliegen landwirtschaftlicher Nutzung.

Das Ausmaß der oben geschilderten Zerstörungen erfordert Wertungen, um die vorhandenen begrenzten Möglichkeiten sinnvoll und optimal anzuwenden. Archäologische Untersuchungen römischer Baureste sind sehr personalintensiv und damit teuer.

Wenn wir uns die Zahl der in den Lößgebieten gefährdeten Gutsanlagen vor Augen halten, so ist einsichtig, daß für Schutzmaßnahmen und für Grabungen, als letzter denkmalpflegerischer Konsequenz, scharf definierte wissenschaftliche Kriterien im Vordergrund stehen müssen. Darüber hinaus sind auch der Erhaltungszustand und mithin die am Objekt noch gegebenen Erkenntnismöglichkeiten in die Überlegungen mit einzu beziehen. Schließlich muß dabei auch überregionalen Gesichtspunkten Rechnung getragen werden. Die anhand der wissenschaftlichen Fragestellungen entwickelte Auswahl sollte daher abgestimmt und für die Region exemplarisch angelegt sein. Nicht zuletzt bildet die Er-



3 GROSSACHSENHEIM, Plan des Gutshofes mit älterer und jüngerer Steinbauphase.



4 BIETIGHEIM, vereinfachter Plan der bis Ende 1987 ergrabenen Steinbauphasen (Länge der Anlage fast 300 m).

forschung der ländlichen zivilen Siedlungen nur einen, gleichwohl wichtigen, Teilaspekt der provinzialrömischen Archäologie und der Landesarchäologie insgesamt. Übergeordnete Gesichtspunkte sind daher stets zu berücksichtigen.

Für die Frage nach Prioritäten ist natürlich Voraussetzung, daß wir uns über den heutigen Stand der Forschung klar werden. Zwar konnten in den letzten Jahren eine Reihe von Einzelbearbeitungen (Bondorf, Lauffen) als auch Regionalstudien (Ries, Heilbronner Raum) und Versuche überregionaler Zusammenstellungen durchgeführt werden, doch liegen diese bisher noch nicht gedruckt vor.

Die Fragestellungen lassen sich gleichwohl formulieren. Für den Bereich des mittleren Neckarlandes als einem Teil der römischen Provinz Obergermanien erscheint es zunächst notwendig, zwischen den Gebieten westlich und östlich des Flusses zu unterscheiden. Während diese erst nach der Vorverlegung des Limes vom Neckar auf die rund 30 Kilometer entfernten Waldhöhen zwischen 150 und 160 n. Chr. in das römische Weltreich einbezogen worden sind, hatten jene, bedingt durch die frühere Okkupation der achtziger Jahre des 1. Jahrhunderts, zu diesem Zeitpunkt bereits 60 Jahre römischer Kulturprägung hinter sich. Die militärische Besetzung bildete nicht nur eine Voraussetzung für das Entstehen ländlicher ziviler Siedlungen, sondern zugleich, zumindest zunächst, auch für deren wirtschaftliche Entwicklung. Nicht nur die erforderliche Infrastruktur – Landvermessung, Straßenbau – wurde vom Militär geschaffen, auch als Wirtschaftsfaktor besaßen die Kastelle und ihre Lagerdörfer (*vici*) für den Warenaustausch und Handel mit dem jeweiligen ländlichen

Umland herausragende Bedeutung. Die wirtschaftlich autarken Gütsbetriebe belieferten mit ihren Überschüssen an landwirtschaftlichen Produkten die Märkte der Kastellvici und hatten Teil an der Heeresversorgung. In den Pächtern und Besitzern, zumal im Umfeld der Kastelle, dürfen wir wohl vielfach ehemalige Angehörige des Heeres vermuten, auch wenn direkte inschriftliche Nachweise dafür äußerst spärlich sind. So begegnen wir etwa in Großbottwar im Jahr 201 n. Chr. einem Gaius Longinius Speratus, Veteran der in Mainz stationierten 22. Legion, der offenbar dort auch eine Privatziegelei betrieb. Aus dem Gutshof von Besigheim, Wald „Rossert“, stammen Ziegel, die von einem Bautruppende in Straßburg stationierten 8. Legion gestempelt worden sind. Das Fragment eines Militärdiploms liegt aus einem Gutshof bei Owen, Kr. Esslingen, vor. Noch zu klären wäre die Frage, ob und inwieweit Gutshöfe des Limeshinterlandes auch in direkter Regie des Heeres betrieben worden sind.

Während die Auffindung derart aussagekräftiger Belege von glücklichen Zufällen abhängt, die durch Grabungen kaum gesteuert werden können, erscheinen andere Überlegungen hier bedenkenswerter: Nahezu alle modernen Untersuchungen von Gutshöfen haben Nachweise einer vorangehenden Holzbauphase erbracht. Das Aussehen der entsprechenden Bauten konnte, hauptsächlich wegen der Störung durch spätere Steinbauphasen, nie zusammenhängend geklärt werden. Eine Verfolgung dieser Frage könnte, abgesehen von der Absicherung der Datierungsanhalte für den Beginn der Gutshofbesiedlung, in günstig gelagerten Fällen auch für die Herkunft der Architekturgedanken und mögliche Einflüsse der Militärarchitektur von Belang



5 BEI EINER BRANDKATASTROPHE eingestürzte Mauer des Speicherbaus in Bietigheim.

sein. Weiterhin erscheint auffällig, daß eine ganze Reihe von Anlagen: Großsachsenheim (Abb. 3), Bietigheim (Abb. 4) und auch der bekannte Gutshof von Ludwigsburg-Hoheneck (Abb. 2) ihre Hauptausdehnung und mithin ihre volle Blüte erst zu einem Zeitpunkt erlebten, als die Truppen nicht mehr am nahen Neckarlimes stehen. Spiegelt sich hierin nun nur die allgemein gestiegene Prosperität der zweiten Hälfte bis Ende des zweiten Jahrhunderts, oder hängt dieses Phänomen mit verbesserten Absatz- und Umsatzentwicklungen zusammen? Immerhin werden manche Anlagen um mehr als das Doppelte ihres Umfangs vergrößert, was ebenso für Einzelgebäude wie für die Zahl der Baulichkeiten gilt. Ein Korrektiv wäre es, gezielt kleine Anlagen und hier besonders solche des Limeshinterlandes, die ja nach ca. 160 n. Chr. entstanden sein müssen, genauer zu untersuchen. Auf diese Weise könnte besser entschieden werden, ob wir es hier mit einem räumlichen, einem zeitlichen oder einem funktionalen Phänomen zu tun haben.

Die Wechselwirkung zwischen Gutshöfen und Vici erscheint noch in anderer Hinsicht besonderer Betrachtung wert. Die Grabungen von D. Planck in Walheim haben gezeigt, daß dieser Vicus in mancherlei Hinsicht eine exzeptionelle Stellung im mittleren Neckarraum einnimmt. Seine Prosperität und Bedeutung als Warenumschlagplatz dürfte sich auch auf das Hinterland ausgewirkt haben. Ebenso ist aber auch der umgekehrte Weg zumindest denkbar: Die Überproduktion der Gutshöfe erhöhte die Bedeutung des Verteilermarktes. Andererseits liegen entsprechende Aufschlüsse auch von keinem der anderen vergleichbaren Vici, etwa von Benningen oder Cannstatt vor, da diese allzu früh über-

baut worden sind. Wie weit reichte der, vor allem wirtschaftliche, Einzugsbereich eines Vicus, etwa des „Vicus Murrensium“ (Benningen) oder des „Collegium Matisonensium“ bei Bietigheim? Aufschlüsse, auch unter diesen Gesichtspunkten, wären zu gewinnen, wenn es gelänge, auch die Wirtschaftsgebäude der Anlagen in ihren Funktionen näher anzusprechen.

Bis zum Zweiten Weltkrieg galten Grabungen im wesentlichen den Hauptgebäuden und Bädern, nicht zuletzt wegen des dort zu erwartenden Fundanfalls und der qualitätvolleren Bausubstanz. Die Untersuchung von Gesamtanlagen und Wirtschaftsgebäuden bildete die Ausnahme. Selbst angesichts des heutigen Forschungsstandes fällt es schwer, die Funktionen mancher Bautypen zu erhellen. Neben der verbesserten Grabungsmethodik und der Vermehrung des Kenntnisstandes sind es vor allem auch naturwissenschaftliche Disziplinen, die in manchen Fällen weiterhelfen können. Schlacken wären z. B. auf ihre Zusammensetzung hin zu untersuchen. Auswertungen von Knochen zur Tierhaltung sind ohnehin längst selbstverständlich. Gerade die Vorgeschichtsbotanik läßt, leider nur bei entsprechenden Erhaltungsbedingungen, wesentliche Aussagen über den Nutzpflanzenbau, aber auch über das landschaftliche Umfeld des Objekts zu. So wurden bisher neben den Getreidearten Weizen, Roggen, Gerste, Dinkel, Emmer und Einkorn auch Bohnen, Erbsen, Linsen, Lein, Gemüse- und Salatarten wie Möhren und Mangold, schließlich Gewürzpflanzen wie Sellerie, Koriander, Dill und Thymian nachgewiesen. Nicht zu vergessen sind der Obstanbau und die Grünlandnutzung. Bezieht man die naturwissenschaftlichen Ergebnisse auf den archäologischen Befund, so läßt sich dieser gegebenenfalls leichter interpretieren. Zur Funktion von Bautypen und zum Grad der jeweiligen Spezialisierung können weitergehende Aussagen getroffen werden.

Die herkömmliche, architektonisch-archäologische Klassifizierung erfährt damit eine wesentliche Ergänzung. Über die Ansprache der Funktion der Einzelbauten und ihre Typisierung hinaus sollte als ein weiteres übergeordnetes Ziel der Vergleich von Gesamtanlagen und ihrer wechselseitigen Bezüge stehen. Dabei wäre weniger nach architekturgeschichtlichen Einzelaufschlüssen als vielmehr nach Funktionszusammenhängen und Unterschieden, nach Spezialisierung und Gesamtbewertung zu fragen. Die von der Natur und dem historischen Umfeld geprägten Kleinaräume müßten dabei, zumindest zunächst, als Ausgangsbasis dienen.

Zu jeder Art von Siedlungsarchäologie gehört auch die Frage nach den Gräberfeldern. Im Gegensatz zu den Gutshöfen selbst sind die zugehörigen Bestattungsorte wegen der Brandbestattungssitte nur in geringstem Umfang lokalisiert und dementsprechend kaum erforscht. Dieses Mißverhältnis erfordert, zumal angesichts der drohenden Vernichtung der Quellen, verstärkte Beobachtung und denkmalpflegerische Prioritäten. Die Aussagekraft ergrabener Gesamtanlagen ließe sich durch die Kenntnis der zugehörigen Nekropole beträchtlich steigern. Schließlich wären auch die ebenfalls nur spärlich bekannten Kultbauten, soweit sie nicht ohnehin in den Siedlungen liegen, in die Überlegungen zur Siedlungsstruktur einzubeziehen. Vermehrte Aufmerksamkeit sollte der Frage nach der Verkehrsstruktur geschenkt werden. Dies gilt insbesondere für das Straßen- und Wegenetz römischer Zeit, das ja auch für die späteren Epochen noch von Bedeutung ist.

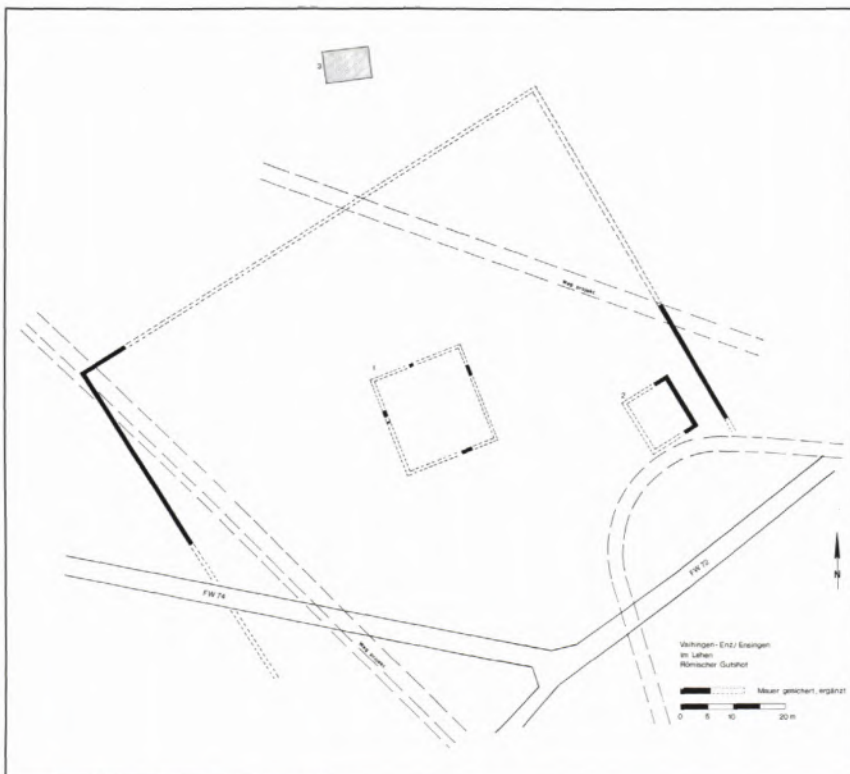
Die Erforschung der Gutshöfe verspricht auch in weiterer Hinsicht wesentliche Aufschlüsse. Für das Ende der römischen Besiedlung und die frühalamannische Landnahme haben einzelne Untersuchungen heute bereits neue Gesichtspunkte erbracht. Neben Bronzegefäßdepots wie etwa aus Markgröningen, Schmuck- und Münzhorten, zerschlagenen Götterbildern aus Brunnen sind es vor allem die häufigen Spuren von Brandzerstörung an den Gebäuden, die nicht mit einzelnen Schadensfeuern erklärt werden können, sondern Zerstörungshorizonte markieren. In Bietigheim konnte der seltene Nachweis, daß mit einem Großfeuer auch die römische Steinbautätigkeit am Ort erlosch, geführt werden. Eine durch Feuer eingestürzte Gebäudemauer blieb, trotz brauchbarer Mauersteine, inmitten der Anlage unverändert liegen (Abb. 5). Schwierig und oft nur im günstigen Einzelfall zu beantworten ist die Frage nach dem Zeitpunkt ihrer Zerstörung. Allein schon historisch und numismatisch gesehen kommen dafür mehrere Alamanneneinfälle von 233 bis um 259/60 in Betracht. Der Fall des obergermanisch-raetischen Limes nach der Mitte des 3. Jahrhunderts bedeutete aber keineswegs, daß damit alle noch vorhandenen zivilen römischen Anlagen ein schlagartiges Ende gefunden haben müssen. Einige numismatische und archäologische Funde und Befunde sprechen vielmehr dafür, daß mancherorts auch mit etwas längerem Fortleben zu rechnen ist.

Als D. Planck 1975 in Bondorf einer der ersten Nachweise frühalamannischer Besiedlung innerhalb von Gutshofarealen gelang, stand dieser Befund weithin vereinzelt. Mittlerweile hat sich die Zahl von Hinweisen auf mögliche Entsprechungen im mittleren Neckarland geringfügig vermehrt, doch bedürfen diese Funde einer Klärung der Befundsituation durch eine flächenhafte Ausgrabung.

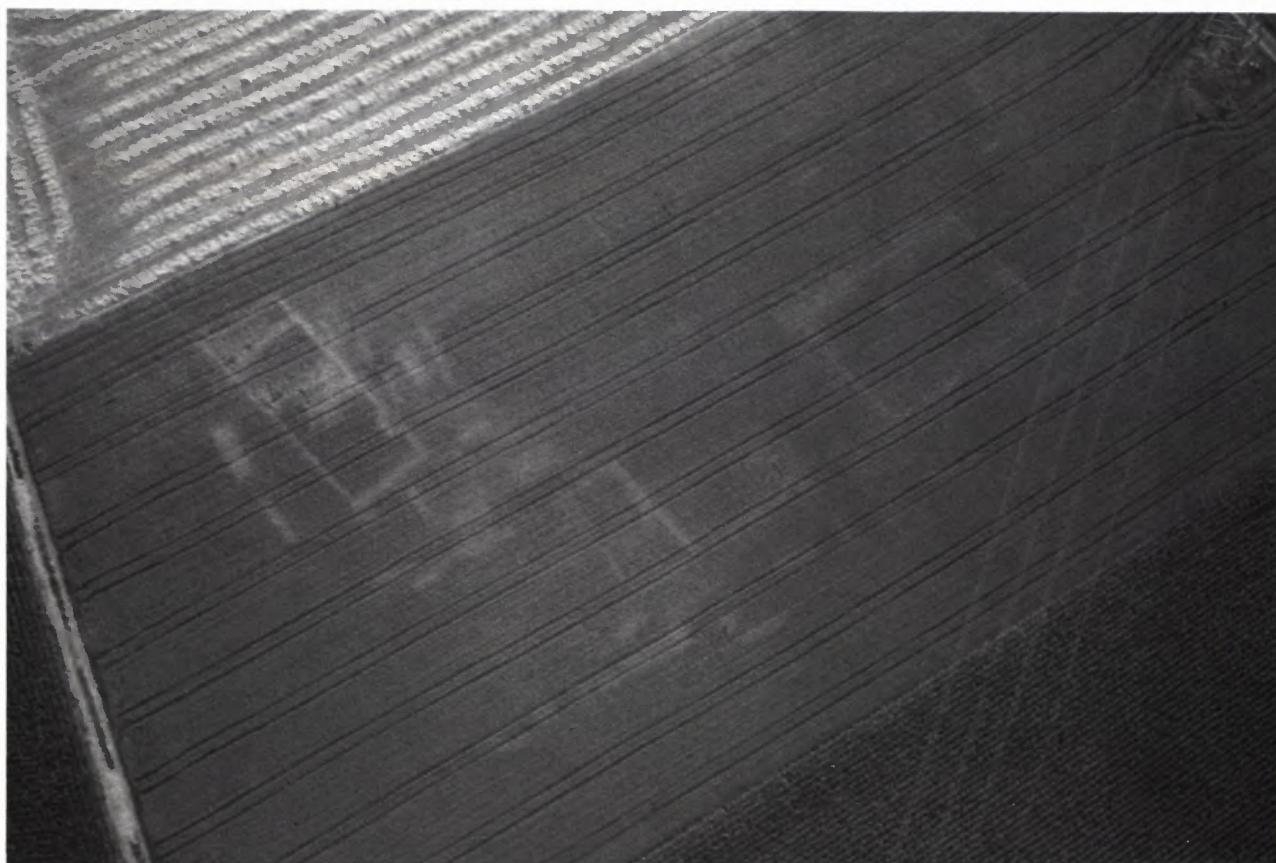
Für die Archäologische Denkmalpflege ergeben sich aus den genannten Gefährdungsfaktoren und wissen-

schaftlichen Fragestellungen eine Reihe von Konsequenzen. Angesichts der Zahl der Anlagen und ihres in den Lößgebieten hohen Zerstörungsgrades ist es offensichtlich, daß Schutzmaßnahmen wie zum Beispiel Eintragungsverfahren nur in Ausnahmefällen sinnvoll und durchsetzbar sind. Glückliche Umstände – die wie in Vaihingen-Enzingen (Abb. 6) oder Ludwigsburg-Hoheneck (Abb. 2) die zumindest weitgehende Erhaltung der Anlagen gewährleisteten – sind keineswegs die Regel. Bei den wenigen aufgrund ihrer Erhaltung und aus wissenschaftlichen Gründen herausragenden Gutshöfen ist insbesondere dafür zu sorgen, daß die landwirtschaftliche Nutzung dem Denkmal angepaßt wird. In diesem Zusammenhang sollten auch die Möglichkeiten, die jüngst das Flächenstilllegungsprogramm der EG vorsieht, in die Überlegungen einbezogen werden. Die meisten Anlagen stehen gegenwärtig vor ihrer endgültigen Zerstörung. Hier gilt es, diejenigen auszuwählen, die aufgrund ihrer Erhaltung und aus wissenschaftlichen Gründen für die Anwendung der letzten denkmalpflegerischen Konsequenz, also der teuren Ausgrabung, in Frage kommen. Dabei macht sich nun erschwerend bemerkbar, daß unsere Kenntnis über Zustand und zu erwartenden Befund noch weithin mangelhaft ist. Hier hilft auch weiterhin nur der verstärkte Einsatz von in erster Linie naturwissenschaftlichen Prospektionsmethoden.

Die seit 1982 in Baden-Württemberg systematisch betriebene Luftbildarchäologie liefert nicht nur wesentliche Neuentdeckungen, sondern gibt auch wichtige Informationen über zwar als Fundstellen bekannte, jedoch im Befund bis dahin anonyme Anlagen (Abb. 7). So konnten in einer Reihe von Fällen Lage, Anzahl und Art von Gebäuden erfaßt werden. Hinzu kommt, daß vielfach auch die Erhaltung am Luftbild ablesbar ist. Ein Sichtbarwerden des gelben Rohlösses zeigt beispielsweise, daß in solchen Fällen die alte Oberfläche und mithin auch alle Kulturschichten abgepflügt und



6 VAIHINGEN-ENSINGEN, Plan des Gutshofes in Flur „Langes Loch“ – „Im Lehen“. Die durch ein Luftbild erst 1985 entdeckte Anlage mußte wegen des Baues der Schnellbahn Mannheim–Stuttgart in Teilen untersucht werden. Wesentliche Baustrukturen des Gutshofes bleiben als Forschungsreservat erhalten.



7 LUFTBILD des Gutshofes zwischen Stuttgart-Mühlhausen und Kornwestheim mit Haupt- und Nebengebäuden. Freigegeben durch Reg.-Präs. Stuttgart Nr. B 22066 vom 27. 12. 1982.

aberodiert sind. Gleichwohl ist die Luftbildarchäologie allein kein „Patentrezept“. Bewuchsabhängigkeit, ungünstige Witterung, Auffüllungen, ungeeignete geologische Verhältnisse oder auch einfach ein falscher Zeitpunkt des Fluges können brauchbare Informationen vorübergehend oder sogar auf Dauer vereiteln. Die seit dem 19. Jahrhundert recht bekannte Anlage „Weileren“ bei Bietigheim wurde beispielsweise seit 1978 aus der Luft beobachtet, doch erst die günstigen Verhältnisse des Jahres 1984 bescherten Luftbilder mit Baugrundrissen.

Neben und zur Ergänzung der Luftbildarchäologie können vor allem zwei Prospektionsmethoden genannt werden, mit denen sich kurzfristig gute Ergebnisse erzielen lassen: bodenkundliche Bohrungen und Magnetfeldprospektion. Durch Bohrungen konnte zum Beispiel die Lage von Gebäuden eines Gutshofes bei Ludwigsburg-Pflugfelden ermittelt werden, die, in den sechziger Jahren unter Erdauffüllung verschwunden, vor ihrer Zerstörung durch einen Sporthallenneubau zu do-

kumentieren waren. Von der Magnetfeldprospektionsmethode wären auch in Baden-Württemberg ähnlich gute Ergebnisse zu erwarten, wie sie in einzelnen anderen Bundesländern schon vorliegen: Grundrisse im Maßstab. Schließlich wird weiterhin auch die Begehung als einfachste Prospektionsart ihre Bedeutung haben, kennt doch der vor Ort tätige, ehrenamtliche Beauftragte Böden und Bewuchs seines Arbeitsgebietes und registriert Veränderungen in der Regel schnell.

Es steht zu hoffen, daß es mit Hilfe von Vorkenntnis, Prospektion und archäologischem Fachwissen in Zukunft gelingt, die für eine eingehendere Dokumentation aufgrund wissenschaftlicher Fragestellung geeigneten, wie auch die zu schützenden Objekte zu erfassen und auszuwerten.

*Dr. Ingo Stork
LDA · Archäologische Denkmalpflege
Silberburgstraße 193
7000 Stuttgart 1*

Rainer Laun/Dietrich Lutz: Ein steinernes Stadthaus in Ladenburg aus dem Jahr 1229

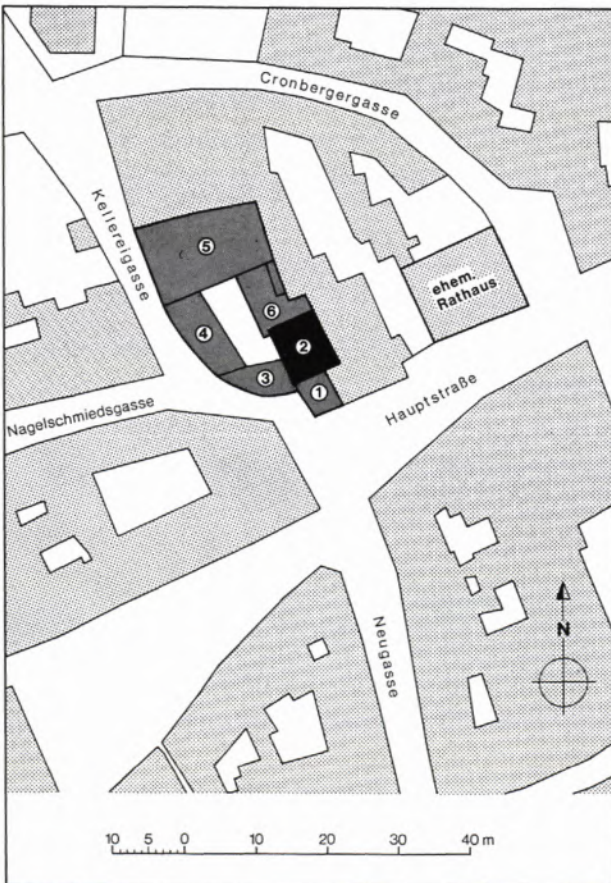
Die Bearbeitung des nachfolgend vorgestellten Gebäudes basiert auf der zusammenfassenden Auswertung der Ergebnisse und Gutachten folgender Fachgebiete: Baugeschichte/Bauaufnahme, Dendrochronologie, Keramikuntersuchung, Numismatik, Restaurierung und Statik. Die Koordination der beigezogenen Fachleute lag in der Hand der Berichterstatter. Allen Beteiligten sei an dieser Stelle nochmals für die gute Zusammenarbeit gedankt, der Bauherrschaft dafür, daß sie sich an einem Teil der Untersuchungen finanziell beteiligte und die nötige Zeit einräumte.

Vorbemerkung

Unter dem Titel „Romanik in Baden-Württemberg“ erschien jüngst ein Buch von H. Wischermann, das sich beinahe ausschließlich mit den zahlreich erhaltenen und immer wieder gerne bearbeiteten Kirchenbauten dieser Epoche befaßt. Bei der Lektüre kann der Eindruck entstehen, es gäbe aus dieser Zeit keine nennenswerten anderen baulichen Zeugnisse, obgleich z. B. nicht minder beeindruckende Burgen existieren. Für das Bild unserer Städte in dieser Epoche sind allerdings jene anonymen, profanen Häuser von weniger heraus-

ragender Qualität, zu denen das Ladenburger zählt, genauso prägend und aufschlußreich. Unsere Bemühungen zielen darauf ab, der Öffentlichkeit den Zugang zu diesen etwas spröde erscheinenden Bauten, die nur scheinbar der Aura des Geheimnisumwitterten und Sensationellen ermangeln, etwas zu erleichtern. Dabei zeigt die ungefähr einjährige Enthüllungsgeschichte, wie durch das Zusammenspiel verschiedener Disziplinen einem zunächst wenig versprechenden Haus eine Fülle von Informationen abgewonnen werden konnte, die eine über 750jährige Geschichte veranschaulichen.

1 LAGEPLANAUSSCHNITT mit den ehemals 6 Gebäuden, die zu Hauptstr. 23 gehören.



Hausbau des Mittelalters

Die Kenntnisse des Wohnbaus der Zeit vor 1500 sind trotz zahlreicher jüngerer Entdeckungen z. B. in Biberach, Esslingen, Konstanz, Schwäbisch Hall, Sindelfingen, Wimpfen usw., noch recht lückenhaft, weshalb es uns wichtig erscheint, eines der wenigen untersuchten Objekte vorzustellen: denn der mehrere Jahrhunderte währende Dornröschenschlaf dieser manchmal in die Gründungsphase unserer Orte zurückreichenden Häuser wurde bislang oft recht unsanft unterbrochen, da die meist wenig ansehnlichen Häuser – wenn sie überhaupt als Kulturdenkmale erkannt wurden – nicht selten nach der Entdeckung den Folgen der fortschreitenden, jeden Winkel verändernden Sanierungstätigkeit zum Opfer fielen oder rigoros für heutige Bedürfnisse zurechtgestutzt wurden. Dies liegt mit daran, daß nicht nur die Öffentlichkeit, sondern auch die Denkmalschutzbehörden bis vor kurzem der gebauten Frühgeschichte unserer Städte und Dörfer, zu deren Erhellung die Archäologie zahlreiche neue Aspekte beitragen kann, recht hilflos gegenüberstanden.

Wie wichtig es ist, gezielte Untersuchungen anzustellen, zeigen das Ergebnis einer ersten Sichtung des frühen Hausbestandes in Weinheim, der Kellerkataster von Ladenburg und vergleichbare Untersuchungen in Esslingen, Konstanz, Schwäbisch Hall und anderwärts. Nur auf diesem Wege können stadtgeschichtliche, hauskundliche und kunstgeschichtliche Erkenntnisse in wünschenswerter Dichte zusammengetragen und daraus Kriterien zum Erkennen und Beurteilen der oft problematischen Bausubstanz erarbeitet werden.

In Baden-Württemberg lassen sich Fachwerkbauten zwar mittlerweile bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts

2 DIE GEHÖFTANLAGE

Hauptstr. 23 im Luftbild. (Freigegeben durch Reg.-Präs. Karlsruhe Nr. 0-25 248 vom 21. 1. 88.)



zurückverfolgen (z. B. Esslingen 1267). Mit Hilfe von Steinbauten können wir uns jedoch noch weiter ins Mittelalter zurücktasten, was teilweise mit den besseren Erhaltungsbedingungen für diese Hausgattung zusammenhängt.

Von den ca. 50 im Katalog der romanischen Bauten in westdeutschen Städten und Siedlungen von A. Wiedena (Das Deutsche Bürgerhaus 34, 1983, 150 f.) registrierten Häusern aus Baden-Württemberg stehen drei in Ladenburg. Unser jüngst entdecktes viertes gehört zu den seltenen Stücken, bei denen noch wesentliche originale Innengerüstteile erhalten sind, was seine Bedeutung unterstreicht, seine Restaurierung jedoch nicht erleichtert. Die Identifikation solcher Bauten ist schwierig, da sie meist eingebaut und entstehend verändert sind, zudem befinden sie sich nicht selten in einem desolaten Zustand. Aufgrund ihres unscheinbaren Erscheinungsbildes werden sie überdies allzuleicht übersehen und sind dadurch zusätzlich gefährdet.

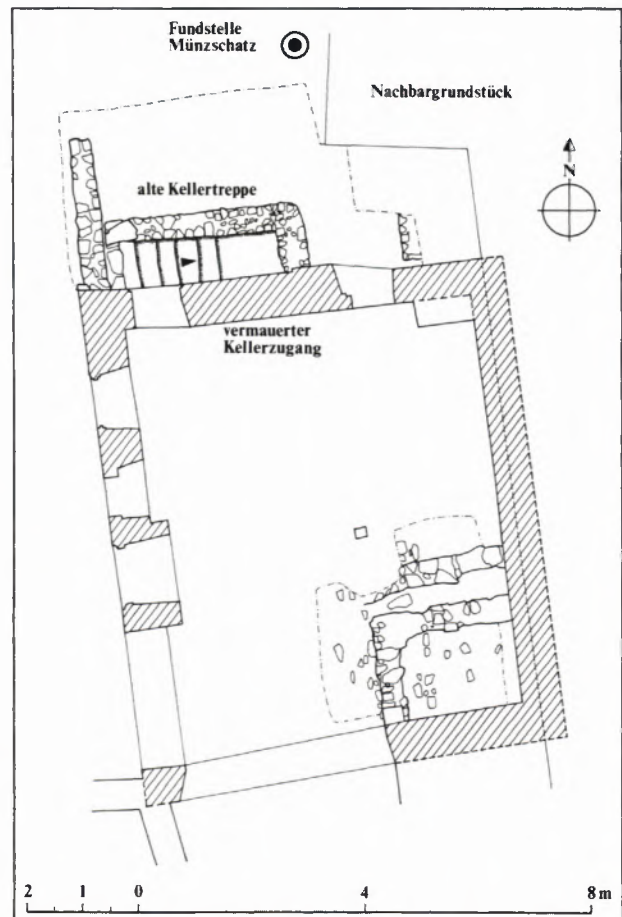
Lage und archäologische Befunde

Das Anwesen Hauptstraße 23 in Ladenburg liegt an der Kreuzung der antiken Nord-Süd-Straße von Frankfurt nach Heidelberg mit der ebenfalls bereits seit römischer Zeit bekannten und benutzten Ost-West-Achse, der heutigen Hauptstraße (Abb. 1 u. 2). Jede Veränderung mitten im Herz der weithin noch von mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Bauten geprägten Stadt betrifft natürlich in erster Linie die Baudenkmalpflege. Dennoch lag es von vornherein nahe, Bodeneingriffe in diesem Bereich auch archäologisch zu überprüfen, da hier auf alle Fälle Befunde und Funde zu allen Epochen der Ladenburger Geschichte zu erwarten waren.

Äußerer Anlaß war die Bauvoranfrage einer Bauherrengemeinschaft, die beabsichtigte, das gesamte Anwesen tiefgreifend zu verändern und in eine Ladenpassage umzuwandeln. Bei ersten Begehungen wurde festgestellt, daß der Komplex ältere Teile enthält als die bislang bekannten Bauten der Zeit um 1600 und des 19. Jahrhunderts. Daraufhin leitete das Landesdenkmalamt eine archäologisch-bauhistorische Untersuchung ein, die das Ziel hatte, die denkmalpflegerischen Vorgaben für die weitere Behandlung der Gebäude zu erar-

beiten. Dabei war es unsere Vorstellung, möglichst parallel sowohl bauhistorische als auch archäologische Beobachtungen zu sammeln und zu einer gemeinsamen Aussage in bezug auf das weitere Baugeschehen zu bündeln. In einem ersten Arbeitsschritt wurden eine verformungsgetreue Bauaufnahme, restauratorische Befunderhebungen, dendrochronologische Baualterbestimmungen und – soweit nötig – archäologische Grabungen vorgenommen. Das dadurch gewonnene Bild

3 PLAN DER GRABUNGSBEFUNDE (Herbst 1987).





4 NORDWAND des Steinhauses nach Abbruch des Gebäudes Nr. 6.

hat den ersten Eindruck der Vielschichtigkeit im aufgehenden Mauerwerk bestätigt.

Zum Verständnis des Befundes sei eine knappe Schilderung des Baubestandes vorangestellt. Ursprung und Kern des Hofes Hauptstraße 23 ist ein dreigeschossiger, turmartiger Bau von etwa 7,5 m Breite und 9,1 m Länge (Abb. 4), der in wesentlichen Teilen bis zur Traufhöhe von 8,1 m erhalten blieb. Seine Wandstärke beträgt in Keller und Erdgeschoß ca. 0,75 m und nimmt nach oben auf 0,60 m ab. Er steht, fünf bis sechs Meter von der sich hier zu einem kleinen Dreiecksplatz aufweitenden Hauptstraße zurückgesetzt, unmittelbar an der Ostgrenze zum Nachbargrundstück, zu dem er in der gesamten Höhe keine Fenster aufweist. Sein Keller war von Anfang an überwölbt und hatte zwei ursprüngliche Zugänge. Der größere, 1,9 m breite und mit einem Bogen versehene, führte nach Süden zur Hauptstraße, deren Niveau vermutlich über eine breite Treppe erreicht wurde. Durch nachträgliche Tieferlegung des Kellerbodens wurde die Möglichkeit, dies zu überprüfen, beseitigt. Ein zweiter, später vermauerter Zugang führte vor der Nordwestecke über eine steile Treppe zu einer Tür

5 MÜNZEN aus dem Hortfund im ehem. Innenhof des Anwesens Hauptstr. 23 (unter Gebäude Nr. 6).



in der Nordwand des Turmes, deren östliches Gewände aus teils geflächten, teils gepickten Sandsteinen besteht. Der nur zur Hälfte erhaltene Sturz ist ein großer, geflächter Monolith. Die Verschiedenartigkeit der verwendeten Steine läßt vermuten, daß sie hier sekundär verbaut sind.

Die archäologische Untersuchung erstreckte sich auf vier Bereiche, die unmittelbar durch den Umbau berührt werden. Im Innern des „Turmes“ wurde ein Viertel über dem Kellergewölbe herausgenommen, um zu sehen, in welchem Verhältnis es zum aufgehenden Bau steht. Es zeigte sich, daß es wahrscheinlich zum Kernbestand des Baues gehört, wengleich die Gewölbezwickel mit jüngerem Material, das von späteren Umbauten rühren kann, verfüllt waren.

In der ehemaligen Scheune am Nordrand des Grundstücks wurde so weit abgegraben, wie dies zur Herstellung eines neuen Fußbodens voraussichtlich notwendig sein wird (im Schnitt 0,50 bis 0,70 m). Dabei wurden keine relevanten Befunde entdeckt.

Unmittelbar nördlich des Kernbaus wurde eine knapp vier auf fünf Meter messende Fläche etwa zwei Meter tief untersucht, weil hier später die Heizung eingebaut werden soll (Abb. 3). Dabei wurde der gewachsene Untergrund nicht erreicht. Als ältestes wurde eine Schicht erfaßt, die sowohl römische als auch frühmittelalterliche Keramik ab dem 7./8. Jahrhundert enthält, merowingerzeitliche Befunde und Funde bislang jedoch nur in recht geringem Umfang erbracht hat. Ein ähnliches Bild ergab die Untersuchung des westlichen Treppenaufgangs, der neu fundiert werden sollte. Auch hier folgen über römerzeitlichen Schichten solche, die vorwiegend Material des Hochmittelalters und der frühen Neuzeit enthalten.

Trotz des begrenzten Einblicks ließ sich feststellen, daß der Platz zwischen 9. und 12. Jahrhundert relativ intensiv genutzt wurde und erst ab dem 13. kontinuierlich und intensiv besiedelt war. Hierzu gehören auch Reste von Steinbauten, die zumindest teilweise älter sein können als der bestehende Turm von 1229. Dieser schneidet mit seinen Fundamenten tief in die älteren Kulturschichten ein, wobei die untersten Fundamentlagen gegen Grund gesetzt wurden. Das aufgehende zweischalige Mauerwerk besteht größtenteils aus lagenweise verlegten, aufgeschlagenen Flußwacken (meist aus Sandstein) mit relativ kleinformatigen Ecksteinen. Als Bin-

6 SCHMUCKTEILE aus dem Hortfund.



demittel wurde ein weißlicher Kalkmörtel verwendet, dessen Zuschlag aus kiesigem Sand bis 20 mm Korngröße bestand. Etwa zeitgleich, vom Bauvorgang her jedoch später, wurde von der Nordwestecke ein Treppengang errichtet. Ein von der Nordwestecke nach Norden führender Mauerzug läßt sich stratigraphisch nicht exakt zuweisen, scheint jedoch aufgrund seiner technischen Beschaffenheit ebenfalls in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts zu gehören (vgl. Abb. 3). Hierfür spricht auch ein weiteres mit ihm in Verbindung stehendes, westostgerichtetes Fundament, das das Ende eines Anbaus anzeigen könnte.

In dessen Nordostecke wurde bei der Anlage von Schürfgruben vor Grabungsbeginn ein kleiner Münzschatz (Abb. 5) gefunden und von E. Schallmayer geborgen. Er enthielt in einem grauen Fußbecher neben Tournosen des späten 13. Jahrhunderts (Philipp IV. der Schöne, 1285–1314) vor allem schwäbische Heller aus dem letzten Viertel des 13. Jahrhunderts sowie Brabanter Münzen der ersten Hälfte des 14., die nach ihrer Bestimmung ausführlich vorgestellt werden sollen. Als möglicherweise in Ladenburg gefundenes Altstück befand sich auch eine von Gordian zwischen 241 und 243 in Rom geprägte Münze im Fund. Weiterhin lagen im Becher Teile einer Schmuckgarnitur aus teilweise vergoldeter Bronze, die noch nicht bearbeitet werden konnten (Abb. 6).

Die Keramikfunde vermitteln nach U. Gross, Heidelberg, folgendes Bild, das jedoch durch weitere Grabungen Modifizierungen erfahren kann. Am Beginn stehen vor allem Stücke der „älteren gelbtonigen Drehscheibenware“ des 8. und 9. Jahrhunderts. Danach tut sich zwischen späterem 9. und 12. Jahrhundert eine Lücke auf, sofern hier nicht die schwer zu datierende „Glimmerware“ einzusortieren ist. Die für das 10. bis 12. Jahrhundert typische „ältere grautonige Drehscheibenware“ ist so gut wie nicht vertreten. Ab dem 13. Jahrhundert sind reichlich lokale Warenarten außer „Glimmerware“ vertreten, dagegen fehlen Importstücke weitgehend.

Zustand und Vorgeschichte

Der aufgehende Baubestand der zeitweilig auch landwirtschaftlich genutzten Gebäudegruppe besteht heute



7 ANSICHT von Hauptstr. 23 aus dem Jahr 1975.

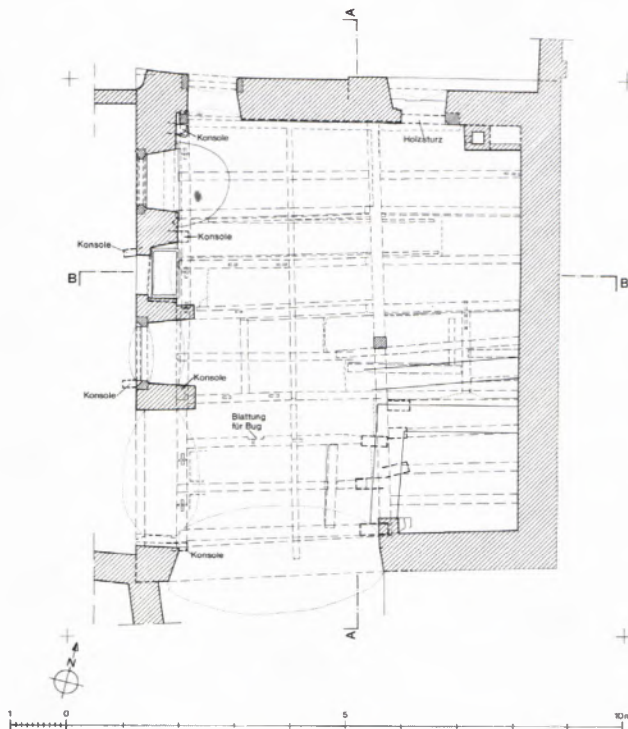
aus fünf zu unterschiedlichen Zeiten aneinandergefügten bzw. um das spätromanische Steingebäude errichteten Einheiten (Abb. 1 u. 2); im Sommer 1987 wurde das 1813 d (d = dendrochronologisch datiert) erbaute sechste und jüngste Gebäude (Nr. 6), das den Innenhof im Osten begrenzte, aus sanierungsbedingten Gründen vorab beseitigt.

Im einzelnen umfaßt das Anwesen folgende Teile:

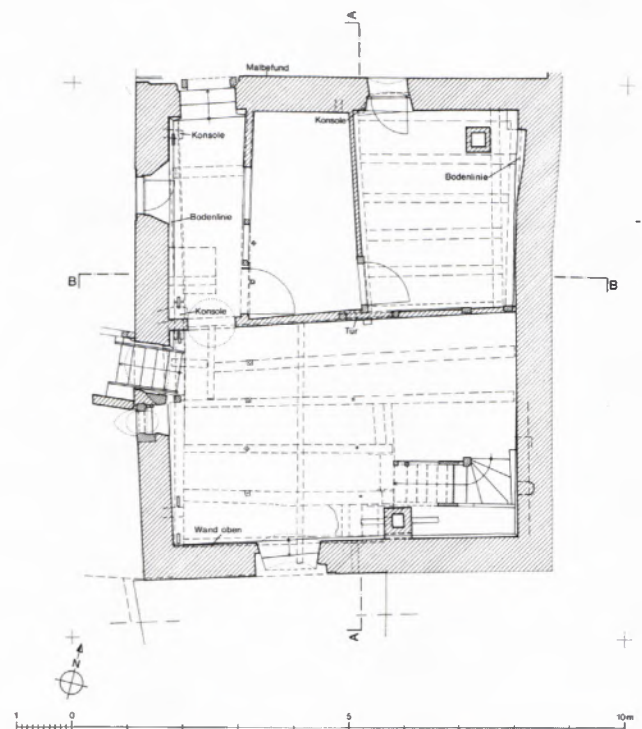
1. das vorgelagerte Fachwerkwohnhaus, um 1600 (Abb. 7);
2. das Steinhaus, 1229 d (vgl. Abb. 2, 4);
3. den Torfahrtsbau (vgl. Abb. 7);
4. ein zur Tabakscheune umgebautes Nebengebäude;
5. die quergestellte Scheune, wohl 18. Jahrhundert.



8 BLICK von innen auf die Westwand des Steinhauses mit dem 1606 datierten Eingangportal im Bereich der Durchfahrt.



9 BAUAUFNAHME des Erdgeschosses (Stand 1987), Architekten P. Schneider/G. Kleinhaus.



10 BAUAUFNAHME des Obergeschosses (Stand 1987), Architekten P. Schneider/G. Kleinhaus.

Im Zusammenhang mit dem Verkauf des Anwesens wurde das Landesdenkmalamt um eine erste fachliche Stellungnahme zu einer in ihren Einzelheiten noch nicht ausgereiften Planung gebeten. Zu diesem Zeitpunkt hatten weder das Planungsbüro noch die Denkmalschutzbehörden genauere Kenntnis vom Denkmalwert und Zustand der Anlage. Im Begründungstext zur Denkmalliste waren lediglich zwei Bauphasen genannt: eine erste, die durch drei datierte Türstürze der Zeit um 1600 belegt ist, sowie eine zweite, die durch die Veränderungen des Barock gekennzeichnet ist.

Der Komplex, der nach außen hin noch weitgehend unverändert erschien, war jedoch im Innern bereits erheblich beeinträchtigt, u. a. durch Einziehen einer Betondecke mit Lichtkuppeln über dem Hof, um das Erdgeschoß insgesamt als Lebensmittelmarkt nutzen zu können. Die neue erweiterte Nutzung sieht im Erdgeschoß unter Einbeziehung der Scheune eine Ladenpassage

11 DETAIL aus der Deckenmalerei des vorgelagerten Fachwerkwohnhauses.



mit mehreren Einzelhandelsgeschäften vor. Außerdem ist eine erhebliche Verdichtung der Wohnnutzung in den übrigen, bislang nur teilweise oder nicht genutzten Geschossen mit allen Folgen (Veränderung der Statik, Dachbelichtung in mehreren Etagen usw.) geplant.

Um die denkmalpflegerischen Probleme der in erheblichem Maße sanierungsbedürftigen Gebäude (Abb. 8) eingrenzen und über Wert und Alter der einzelnen Teile verbindliche Aussagen machen zu können, wurden die Einzelbauten dendrochronologisch datiert. Gleichzeitig wurden ein Restaurator mit der Untersuchung von Innenraumfassungen beauftragt und erste baugeschichtliche Befunde erhoben. Da nahezu sämtliche Wände und Decken der bis zuletzt genutzten Räume durch vorgestellte oder abgehängte Elemente verkleidet waren, mußten diese teilweise entfernt werden, um die historische Bausubstanz beurteilen zu können. Bereits beim ersten Versuch stieß man zur allgemeinen Überraschung in einer als Wandschrank genutzten Nische auf die originale Öffnung eines gekuppelten (zweibogigen) spätromanisch-frühgotischen Fensters.

Mit dieser Entdeckung rückte das nahezu quadratische, unscheinbare, bislang kaum beachtete und ringsum eingebaute Haus in den Mittelpunkt des Interesses, obwohl das vorgebaute Fachwerkwohnhaus (Nr. 1) mit seinen an Wand und Decken großflächig erhaltenen Malereibefunden vom Ende des 16. Jahrhunderts ebensolche Aufmerksamkeit verdient (Abb. 11).

Die zunächst nur auf den allein zugänglichen Dachbereich des Steinhauses beschränkte dendrochronologische Untersuchung ergab, daß der bestehende Stuhl aus zweitverwendeten Hölzern aufgeschlagen worden war, die 1385 gefällt wurden. Weitere Proben aus dem ganzen Haus ergänzten und stützten die Ergebnisse der zwischenzeitlich eingeleiteten Bauaufnahme und bauhistorischen Untersuchung, so daß wir heute in der Lage sind, die wichtigsten Phasen der Hausgeschichte nach-

zuzeichnen. Um dem komplexen Bauwerk in Anbetracht der umfangreichen Entkernungswünsche der Bauherrschaft gerecht zu werden, wurden zur Abklärung der Erhaltungsfähigkeit und der Erhaltungsmöglichkeiten in statischer und konstruktiver Sicht ein Bauzustandsgutachten sowie eine wissenschaftliche Bauaufnahme gefordert (Abb. 9, 10, 12, 13). Phasenpläne sowie Putz- und Mörteluntersuchungen wurden als zusätzliche wissenschaftliche Aussagemöglichkeiten genutzt, um die Baugeschichte nach möglichst vielen Seiten hin zu dokumentieren und zu analysieren. Daraus ergab sich für die Geschichte des Hauses ein verblüffend reichhaltiges Bild, das im folgenden skizziert werden soll.

Bauphase I (1229)

Zum Ursprungsbau gehören die massiven, zum Teil erheblich verformten Außenmauern des einschließlich Erdgeschoß drei Stockwerke umfassenden Gebäudes, das aus kleinteiligen Bruchsteinen unter Verwendung zahlreicher Flußwacken erbaut wurde, ohne daß besondere Eckquader den Mauerverband festigten. Zusätzlich schwächen zahlreiche alte Eingriffe das statische Gefüge.

In den verschiedenen Ebenen des annähernd quadratischen Hauses lassen sich folgende Fenster- und Türöffnungen nachweisen, die der Phase I angehören:

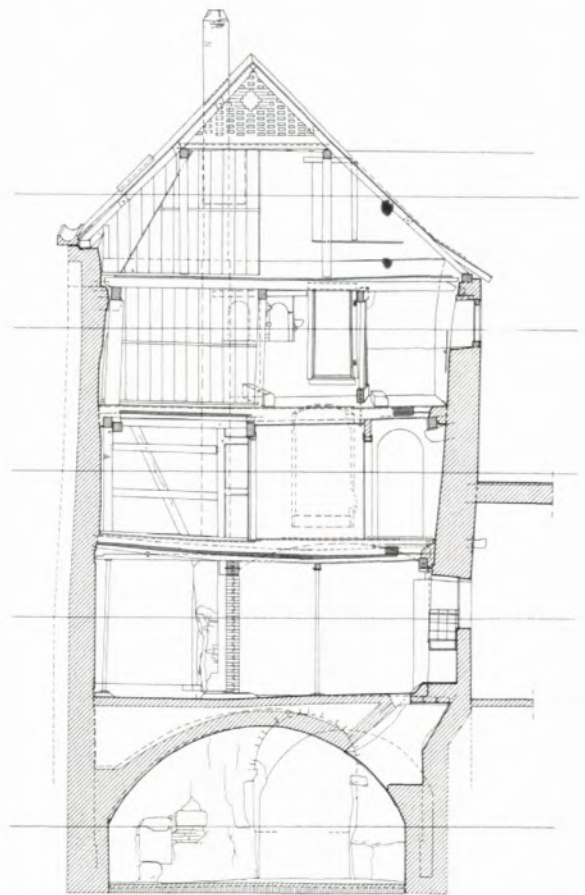
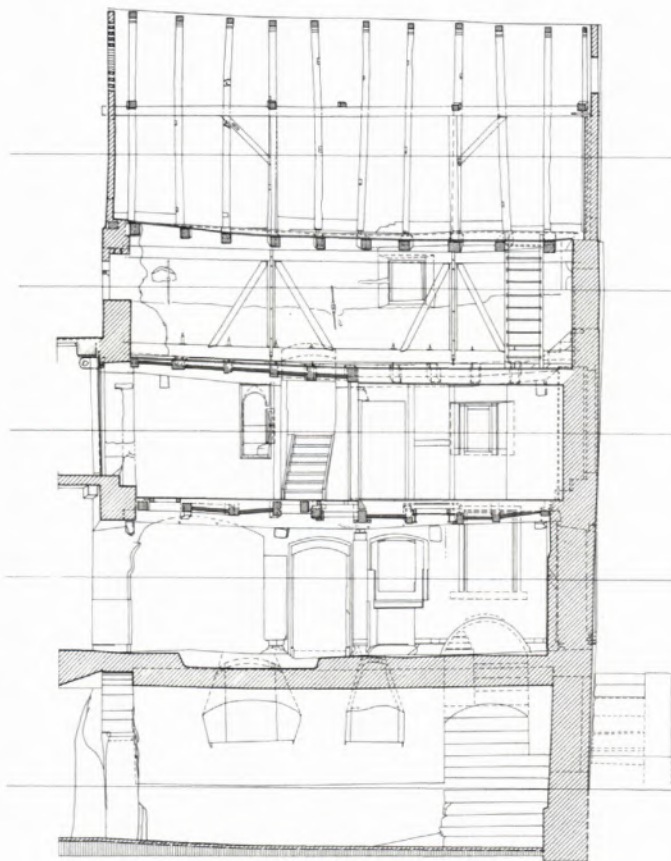
In der Westwand des Erdgeschosses die Laibung eines Fensters und einer Tür, die später weiterbenutzt wurden.

In der Westwand des ersten Obergeschosses (Abb. 14) die Hälfte eines gekuppelten Doppelfensters (Abb. 15), in der Südwand kann anhand einer Ausbruchsöffnung ein ähnliches erschlossen werden.

Darüber im zweiten Obergeschoß der Südwand (Abb. 16) ein völlig intaktes, bislang vermauertes Doppelfenster, dessen Gewände aus mehreren Teilen zusammengesetzt sind (Abb. 17), wie beispielsweise die Fenster am Haus Wormser Straße 19 (Abb. 18).

Die Öffnungsmaße der drei Fenster betragen ca. 0,35 m in der Breite und 0,70 m in der Höhe. Zum Primärbestand gehört außerdem ein nahezu quadratisches Holzfenster (Abb. 19) mit abgeschägten Außenkanten. Alle Fenster waren ursprünglich durch Innenläden verschließbar, was zum Teil an den Angeln und Fälzen für Ladenanschlüge zu erkennen ist. Hinweise auf Verglasung fanden sich nicht.

Die Erbauung des Hauses läßt sich anhand der dendrochronologisch untersuchten zehn bzw. elf Deckenbalken aus Eiche (15 × 23 cm) über Erdgeschoß und erstem Obergeschoß in das Jahr 1228/29 datieren. Diese wurden ursprünglich durch einen Unterzug gestützt, von dem sich ein Rest im ersten Obergeschoß erhalten hat. Die Balken lagen auf Schwellen, die mit den Bal-



12 BAUAUFNAHME, Längsschnitt (Stand 1987), Architekten P. Schneider/G. Kleinhaus.

13 BAUAUFNAHME, Querschnitt (Stand 1987), Architekten P. Schneider/G. Kleinhaus.



14 BLICK von innen auf die Westwand des Steinhauses im 1. Obergeschoß mit der Treppe zum Durchfahrtsbau (Nr. 3) und dem romanischen Fenster.

15 DETAILANSICHT des Fensters im 1. Obergeschoß (Westwand) von innen mit der Vorrichtung zum Verriegeln (vgl. Titelbild). ▼

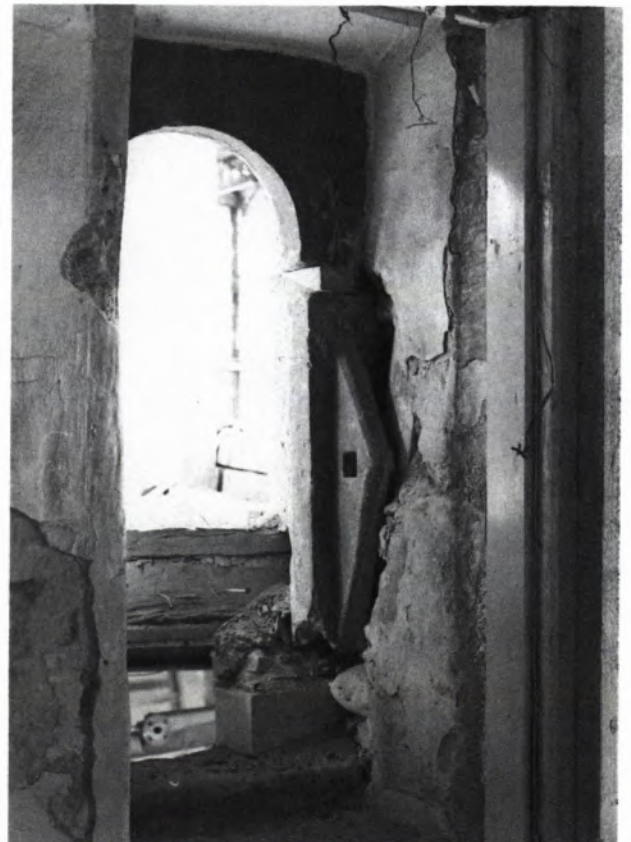
kenköpfen in der Wand vermauert waren. Nur im Erdgeschoß fand sich ein Hinweis für eine Zwischenwand, die in der Südhälfte einen schmalen, flurartigen Raum abtrennte.

Das Haus war von Anfang an unterkellert, wobei die ursprüngliche Kellersohle vermutlich höher lag als heute. Der Hauptzugang erfolgte von Süden durch eine 1,90 m breite, rundbogige Tür (Abb. 20), deren ehemalige Außentreppe beim Bau des Kellers für das vorgelagerte Fachwerkhaus um 1600 zerstört wurde. Von der Hofseite gab es einen zweiten, schmaleren Zugang über eine Treppe entlang der Nordwand (vgl. Abb. 3 u. 4). Ob der Keller von Anfang an gewölbt war, wissen wir nicht genau. Seine gegenüber heute geringere Höhe läßt auch an eine Balkendecke denken, wie sie sich zum Beispiel im Haus Kirchenstraße 14 erhalten hat.

Zusammenfassend läßt sich sagen: unser nur noch wenig an romanische Wohntürme erinnerndes Gebäude stand vermutlich mit seiner Ostwand, die keine Öffnungen aufweist, von Anfang an dicht an einem Nachbarhaus. Auffallenderweise ist sie bis heute etwas höher als die Westwand, was im Zusammenhang mit dem Fehlen der obersten Geschoßdecke und des Dachstuhls aus der ältesten Phase möglicherweise darauf hinweist, daß das Haus zu Beginn ein flach nach Westen geneigtes Pultdach hatte, wie wir es bei vergleichbaren Gebäuden in Konstanz und Regensburg zum Teil heute noch finden.

Über die Nutzung läßt sich nur mutmaßen: das Gebäude war über Innentreppe erschlossen, die sich nach den Befunden stets in der Südostecke befanden. Der Keller mit seinem breiten Haupteingang war für die Lagerung großer Gegenstände (z. B. Fässer oder ähnliches) geeignet. Über die Nutzung des Erdgeschosses läßt sich außer der ungleichen Zweiteilung nichts sa-

gen, da spätere Veränderungen viel zerstörten. Das ungeteilte erste Obergeschoß mit seinen annähernd 70 m² hatte als einziges zwei doppelbogige Steinfenster. Die allein noch vorhandene Hälfte in der Westwand weist als Besonderheit einen den Rundbogen überfangenden



16 INNENANSICHT der Südwand des Steinhauses im 2. Obergeschoß mit Durchgang zum Fachwerkwohnhaus (Nr. 1) und dem gekuppelten Fenster (nach dessen Öffnung).

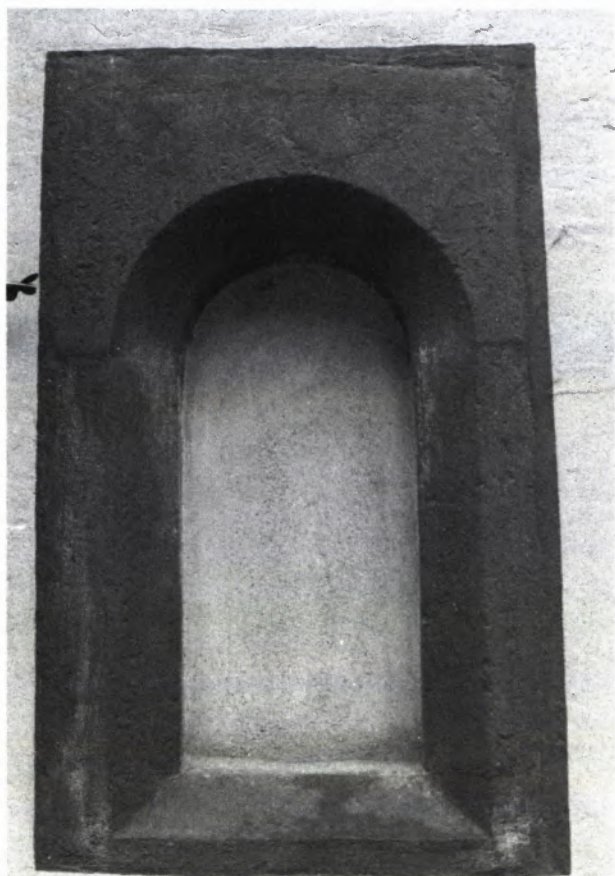


Spitzbogen auf (vgl. Titelbild). Dieses sicher auch als Schmuckform verstandene Motiv ist ein Beleg dafür, daß im Ladenburger Profanbau bemerkenswert früh gotische Stilelemente verwendet wurden, deren sich der Bauherr gerade in dem Geschoß bediente, das als „piano nobile“ (vornehmes Stockwerk) angesprochen werden muß. Wenn hier allerdings in Bauphase I weder Kamin noch Feuerstelle vorhanden waren, wofür sich bis jetzt kein Beleg fand, erscheint es fraglich, ob der Raum stets zu Wohnzwecken diente. Vielmehr wird man auch daran denken können, daß hier ein Kaufmann seine Geschäfte abwickelte, wofür auch der außerhalb des Hauses geborgene Versteckfund mit seinen

aus einem großen Einzugsbereich stammenden Münzen recht gut passen würde. Es ist zudem bemerkenswert, daß nur der Laden des Fensters in diesem Stockwerk durch einen im Mauerwerk geführten und in die Öffnung einer nach innen ragenden, angearbeiteten dreieckigen Platte zu steckenden Riegelbalken zusätzlich gesichert werden konnte (vgl. Abb. 15). Das zweite Obergeschoß hatte neben einem einfacheren doppelbogigen Steinfenster das bereits erwähnte rechteckige Holzfenster („Lochfenster“), so daß auch hier (Abb. 19) – unbeschadet weiterer Öffnungen in der gestörten Nordwand – eine minimale Beleuchtung gesichert war. Es diente vermutlich als Lagerraum.



17 BLICK von innen auf das romanische Doppelfenster im 2. Obergeschoß (Südwand). Über der Fensternische der aus drei Holzbalken bestehende Sturz.



18 ROMANISCHES FENSTER vom Anwesen Wormser Str. 19 in Ladenburg, wohl um 1200.



19 INNENANSICHT des Fensters mit Holzgewände auf der Westseite des Steinhauses im 2. Obergeschoß.

Die Befunde zusammengenommen erlauben den Schluß, das Gebäude als gehobene Architektur seiner Zeit anzusprechen, dem besonders im an alter Bausubstanz armen Oberrheingebiet außerordentlicher Wert beigemessen werden muß, da kaum noch Häuser dieser Zeit erhalten sind. Ihre ursprüngliche Verbreitung ist ebenso unbekannt wie ihr zahlenmäßiges Verhältnis zu gleichzeitigen Holzbauten. Jedes Haus dieser Qualität ist daher ein Baustein zum Wissen um den mittelalterlichen Ursprung unserer Architektur.

Bauphase II (1385)

Das Haus wurde mehrfach grundlegend umgebaut bzw. renoviert; das erstmalig rund 155 Jahre nach seiner Erbauung. Wie bereits erwähnt, besteht der vorhandene Dachstuhl aus 1385 geschlagenen, wiederverwendeten Hölzern. Nach der Auswertung aller Fakten besteht kaum ein Zweifel, daß es sich um die Hölzer jenes Dachstuhls handelt, der das von uns angenommene Pultdach ersetzte. Es war ein ca. 65° steiles Satteldach mit stehendem Stuhl und zwei Kehlbalenlagen, das vermutlich im 19. Jahrhundert unter Verwendung aller brauchbaren Hölzer zum bestehenden Dach mit ca. 50° Neigung umgebaut wurde.

Bei dieser Gelegenheit wurde nicht nur das Dach erneuert, sondern auch die Decke über dem zweiten Obergeschoß. Was diese einschneidende Maßnahme verursachte, entzieht sich unserer Kenntnis. Wir können nur vermuten, daß entweder durch eine Katastrophe und/oder durch lang anhaltende Vernachlässigung so erhebliche Schäden entstanden waren, daß der Bestand des Hauses akut bedroht war, wofür auch die

noch folgenden Reparaturen sprechen. Es ist auch denkbar, daß die Aufrichtung eines hohen Satteldaches damit zusammenhängt, daß das Erscheinungsbild des Hauses stilistisch den zwischenzeitlich in der Umgebung entstandenen Fachwerkhäusern angepaßt werden sollte. Zugleich bot es mehr Platz für die Lagerung von Waren.

Bauphase III (1433)

Knapp 50 Jahre später um das Jahr 1433 d lassen sich am gesamten Innengerüst der unteren Geschosse wieder bestandssichernde Maßnahmen nachweisen, die unsere Vermutung einer vorhergehenden Beschädigung des Hauses bestätigen und ein deutlicher Hinweis auf den immer noch oder neuerlich gefährdeten Zustand des Hauses sind. Die Decken über dem Erd- und ersten Obergeschoß werden entlang der Westwand durch eine Stützkonstruktion unterfangen, die aus einem wandparallelen Unterzug auf drei Stützen mit angeblatteten Kopfbändern besteht. Die ehemals auf einer Schwelle stehende Hilfskonstruktion verdeutlicht, daß sich die Decke wegen zu geringer Auflagermöglichkeiten bereits abzusenken begonnen hatte, nachdem die Balkenköpfe möglicherweise nicht mehr in Ordnung waren. In dieser Zeit dürfte auch die Verformung der Wände begonnen haben, was die Statik zusätzlich beeinträchtigte. Gleichzeitig wurde die 1385 über dem zweiten Obergeschoß eingebaute Decke durch einen Unterzug verstärkt und durch den Einbau von je drei waagrecht Balken Änderungen an den Stürzen der Obergeschoßfenster vorgenommen. Die ursprünglich (und heute wieder) gemauerten Giebel dreiecke wurden zu dieser Zeit durch Fachwerkkonstruktionen ersetzt. Es ist wohl kein Zu-



20 SÜDLICHE KELLERWAND des Steinhauses mit dem ehemals von der Hauptstraße aus zugänglichen romanischen Eingang, der von dem später eingezogenen Gewölbe überschritten wird.

fall, daß 1433 d auch das Haus Kirchenstraße 33 erbaut wurde, dem sich andere große Bauten des 15. Jahrhunderts anschließen lassen, was vielleicht als Zeichen einer Prosperität der Stadt gewertet werden darf, von der auch unser Gebäude profitierte.

Bauphase IV (um 1600)

Ungefähr 370 Jahre nach Erbauung fand der bisher größte Einschnitt in der Entwicklung des Hauses statt. Der, wie die Befunde zeigen, in düsterem Grau dastehende, schlecht belichtete kastenförmige Bau, der weder dem Stilempfinden noch den Ansprüchen an Wohnkomfort der Renaissance entsprochen haben mag, wurde von zweieinhalb Seiten eingebaut, nachdem bereits der Nachbar im Osten sein mächtiges Fachwerkhaus um ca. 2 m vor die Südfassade des Steinhauses vorgebaut hatte (vgl. Abb. 1 u. 2). Dadurch wurde die städtebauliche Situation in Straßenverlauf und Bebauungsdichte entscheidend verändert, mit der Folge, daß das Steinhaus erheblich an Bedeutung verlor und bis heute nur noch untergeordneten Nutzungen dienen konnte, da es allein von der nicht verbauten hofseitigen Westwand direktes Licht erhielt.

Die neue Situation hatte Konsequenzen für die innere Organisation des Hauses. Sowohl im Erd- als auch in den Obergeschossen wurde durch zusätzliche Wände eine Aufteilung in kleine Räume vorgenommen. In allen Geschossen wurden zudem Durchbrüche durch die ehemaligen Außenwände erforderlich. Im Erdgeschoß wurde in die Westwand eine breite Einfahrt mit gemauerten Laibungen eingebrochen und die Öffnung des romanischen Eingangs daneben mit einem stichbogigen Renaissance-Portal versehen. Nach Süden wurde das Erdgeschoß durch einen zwei Drittel der Breite des Steinhauses einnehmenden Durchbruch mit dem angefügten Fachwerkwohnhaus verbunden. Dadurch wurde die Südwestecke des Gebäudes erheblich geschwächt.

In den Obergeschossen erfolgten Durchbrüche mit Niveauausgleich zum Bau über der Torfahrt und den Räumen des Fachwerkhauses. Dafür benutzte man im ersten Obergeschoß die vergrößerte Öffnung eines dop-

pelbogigen romanischen Fensters und zerstörte in der Westwand die Nordhälfte der bereits mehrfach genannten gleichartigen (Abb. 14).

Nördlich des Steinhauses muß in dieser Zeit entweder ein Gebäude gestanden haben oder errichtet worden sein, da beim Abbruch des 1813 erbauten Nachfolgebauwerks an der nördlichen Außenwand des Steinhauses Spuren renaissancezeitlicher Innenraumbemalungen festgestellt wurden. Mit Ausnahme einer altertümlich anmutenden, schlichten Feldermalerei gehören alle vorgefundenen Innenraumfassungen dieser Phase an.

Der Keller mußte zwangsläufig in den Umbau einbezogen werden. Der nördliche Zugang wurde geschlossen, der südliche führte nun in den unmittelbar vorgelagerten Keller des Fachwerkhauses. Zugleich wurden das nordsüdgerichtete Tonnengewölbe erneuert oder erstmals eingebaut und an der Westseite zur Durchfahrt ein Kellerhals mit steiler Treppe angelegt sowie zwei Fenster geschaffen. Bei dieser Gelegenheit wurde vermutlich auch der Kellerboden abgesenkt. Die Änderungen am Kellergewölbe hatten wiederum zur Folge, daß die 1385 errichtete Stützkonstruktion aus Erd- und Obergeschoß entfernt werden mußte. Ersatzweise baute man unter den wandparallelen Unterzug Konsolen ein, die allerdings das Gewicht der Decken nicht abfangen konnten und im Laufe der Zeit unterschiedlich stark abkippten, was ein weiteres Absinken der Decken zur Folge hatte.

Der Einbruch weiterer Öffnungen und der Einbau eines barock profilierten Fensters im Erdgeschoß lassen zusammen mit anderem auf eine Modernisierung im 18. Jahrhundert schließen. Ihr folgte im 19. mit dem Umschlagen des Dachstuhls von 1385 eine weitere, so daß das Haus trotz der problematischen Statik, der ungünstigen Belichtungsverhältnisse und der schwer zugänglichen, verschachtelten Räume bis 1987 bewohnt werden konnte.

Die Planung der umfassenden Erneuerung des gesamten Anwesens, der seit Jahren größten Sanierungsmaßnahme Ladenburgs, zeigte rasch, daß die Verwertung und Nutzung eines derart umfangreichen Bautenkonglomerats mit sehr unterschiedlichem Baubestand nicht nur kommunalpolitisch, bautechnisch und finanziell erhebliche Probleme mit sich bringt, sondern gerade auch Denkmalschutz und Denkmalpflege vor beinahe unüberwindbare Schwierigkeiten stellt. Nach Teileinsturz, immer neuen und unvorhersehbaren Abtragungen aufgrund des schlechten Bauzustandes und nicht zuletzt wegen nutzungsbedingter Eingriffe deutet sich an, daß das anfängliche Erhaltungsziel nicht in dem erhofften Umfang erfüllt werden wird.

In einem solchen Fall – mit nicht vorhersehbarem Ergebnis – zeigt sich, wie wichtig die oft als entbehrlich, lästig und zu aufwendig empfundene Dokumentationsarbeit ist, zumal dann, wenn sie das einzige ist, was überdauert.

Für Anregungen und wichtige Hinweise sei P. Schneider, Karlsruhe, und D. Zopf, Weinheim, besonders gedankt.

*Dr. Rainer Laun
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Dr. Dietrich Lutz
LDA · Archäologische Denkmalpflege
Karlstraße 47
7500 Karlsruhe 1*

1 ÜBER dem gemauerten Wasserbassin stand bis 1866 das eigentliche Fischhaus mit Fruchtkasten, getragen von vier steinernen Säulen.



Inge Schöck: Das „kleine Rätsel“ von Bächlingen

Die Inventarisierung von Kulturdenkmälern konfrontiert den Bearbeiter gelegentlich mit zunächst rätselhaft anmutenden Bauobjekten, deren geheimnisvolles Erscheinungsbild zu allerhand Spekulationen Anlaß gibt, und deren wirkliche historische Bedeutung sich erst durch gründlichere Befragung der Quellen erschließt.

Ein solches „Rätsel“ steht nördlich des Ortes auf der Gemarkung der idyllisch gelegenen kleinen Gemeinde Bächlingen an der Jagst, zu Füßen von Schloß und Stadt Langenburg, Kreis Schwäbisch Hall, wohin Bächlingen seit 1972 eingemeindet ist. Zu Langenburg gehört auch der wenige Kilometer jagstwärts gelegene kleine Ort Unterregenbach, in dem das ungleich bekanntere und bedeutendere „Rätsel von Unterregenbach“ zu besichtigen ist, eine große romanische Kirchenanlage, die ihre Geheimnisse nur langsam preisgibt.

Gemessen daran handelt es sich bei den Baulichkeiten in Bächlingen um einen „kleinen Fisch“ – im übertragenen wie im unmittelbaren Wortsinn: das herrschaftliche Fischhaus, das sich auch heute noch im Besitz der Fürsten von Hohenlohe-Langenburg befindet. Als solches

ist die heutige Anlage in der Allgemeinheit auch durchaus bekannt. Rätsel haben in der jüngeren Vergangenheit vor allem die vier schön gearbeiteten steinernen Säulen mit Kapitellen aufgegeben, die geheimnisvollvielsagend, aber ohne erkennbare Funktion inmitten eines ca. 17 × 18 m großen, gemauerten Wasserbassins stehen, in dessen klarem Wasser sich stattliche Fische durch einen Dschungel grüner Wasserpflanzen schieben.

Die Ostseite des Beckens ist durch die Traufseite eines eingeschossigen, schmalen Sichtfachwerkgebäudes begrenzt, einer Art Remise, aus der heraus Quellwasser in das Bassin plätschert. Auf der leicht abfallenden Westseite schließen sich in einigem Abstand mit Lehm ausgeschlagene kleine Fischweiher an. Einige Meter südlich versetzt zum gemauerten Wasserbecken steht ein eingeschossiges verputztes Fachwerkwohngebäude mit steinernem Hanggeschoß, hölzernem, rundbogigem Türstock und schön gearbeitetem, quergeteiltem Türflügel mit Messingtürklopfer in Fischform, der einen bildlichen Hinweis auf die Funktion des Gebäudes gibt. Die Anlage wird vervollständigt durch ein frei stehen-



2 BÄCHLINGEN, Jagsttalstr. 32: Fürstlich-hohenlohesche Fischhausanlage mit ehem. Wohnhaus des Fischmeisters und langgestrecktem Fischkastenhäuschen, davor das Wasserbassin mit den Steinsäulen.

3 DER LAGEPLAN mit der Fischhausanlage an der Jagsttalstr. links oben.



4 FREISTEHENDES, gemauertes Backhäuschen (um 1800) hinter dem Wohnhaus.

des, aus Sandsteinquadern gemauertes kleines Backhäuschen mit überdachtem Vorraum, das hinter dem Wohnhaus steht.

Das Gewann hinter der Fischhausanlage, am ansteigenden Berghang, trägt den Flurnamen „Fischfeld“. Hier entspringt eine der beiden Quellen, welche die Fischteiche speisen.

Nur getrennt durch die nach Unterregenbach führende Landstraße fließt unmittelbar westlich der Anlage die Jagst.

Die Anfänge des Fischhauses reichen nachweislich zurück bis ins 16. Jahrhundert. Bereits 1578 ist an dieser Stelle im Schweickher'schen Atlas ein „Vischhus“ eingezeichnet. Heinrich Schweickher (1526–1579) war ein erfahrener Kartograph aus Württemberg, gleichzeitig württembergischer Notar und Waisenvogt, der nach Abschluß eines Atlas für Württemberg (1575) mit der kartographischen Aufnahme der hohenloheschen Herrschaft beauftragt wurde. In den Archivalien des fürstlich-hohenloheschen Archivs in Neuenstein ist um diese Zeit auch der Bau einer neuen Fischgrube in Bäch-

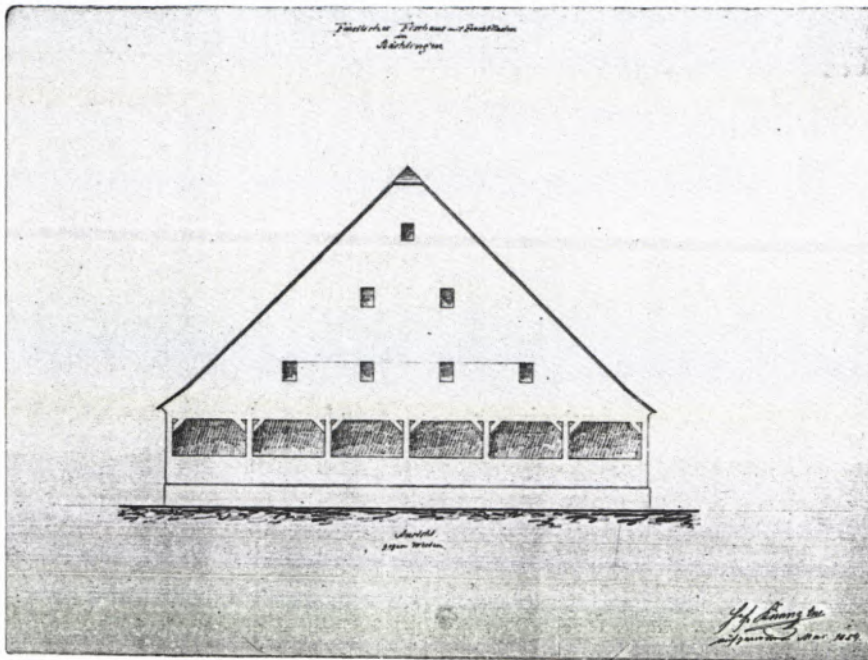
lingen bezeugt. Die steinernen Säulen dürften von ihrer Art her noch aus dem 16. Jahrhundert stammen.

Die Akten helfen schließlich zur Klärung des „Rätsels“ weiter: Im Hohenloheschen Zentralarchiv in Neuenstein sind ein Grund- und Aufriß von 1854 des ehemaligen Fischhauses erhalten. Daraus geht hervor, daß die vier Säulen die Stützen eines über das ganze Wasserbecken reichenden stattlichen, eingeschossigen Gebäudes sind. Der dreigeschossige Dachraum mit Krüppelwalm diente zur Aufbewahrung von Getreide. Das Gebäude ist im Erdgeschoß auf drei Seiten mit einem halboffenen Gang – einer Art Galerie – zwischen Wasserbecken und Außenwänden ausgestattet; auf der Ostseite ist das Gebäude abgeschlossen und mit aneinandergereihten steinernen Fischkästen versehen, die in den gestampften Boden eingelassen sind. Das Gebäude mit Fruchtboden über dem Wasserbecken wurde 1866 auf Veranlassung des Fürsten abgebrochen; nur der östliche Teil mit den Fischkästen wurde neu überdacht. Die Steinsäulen ließ man stehen. Es ist der Zustand, in dem sich uns heute die Anlage zeigt (Hohenlohe-Zentralarchiv, Archiv Langenburg, Dom. Kanzlei 127/105, Fischhaus in Bächlingen).

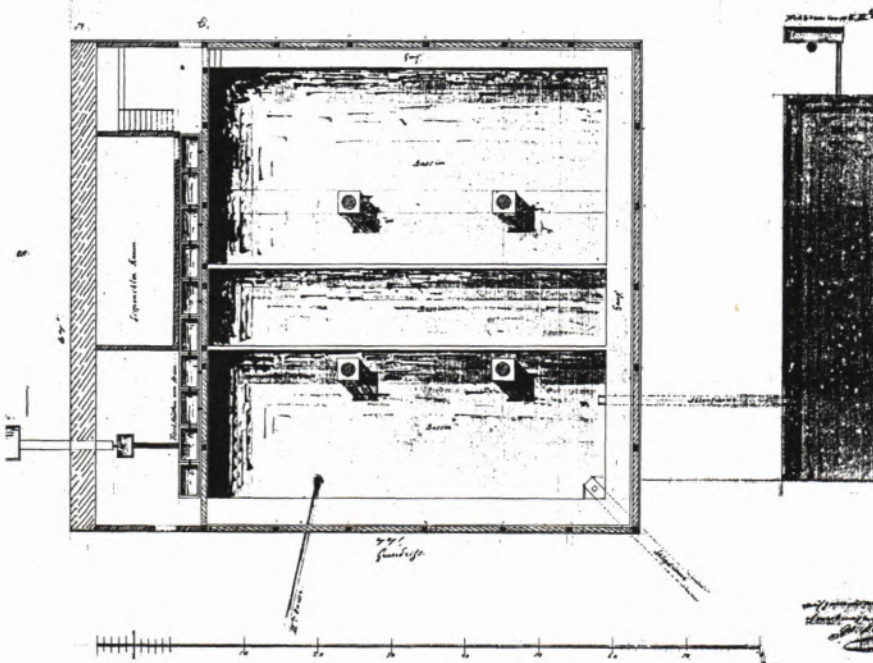
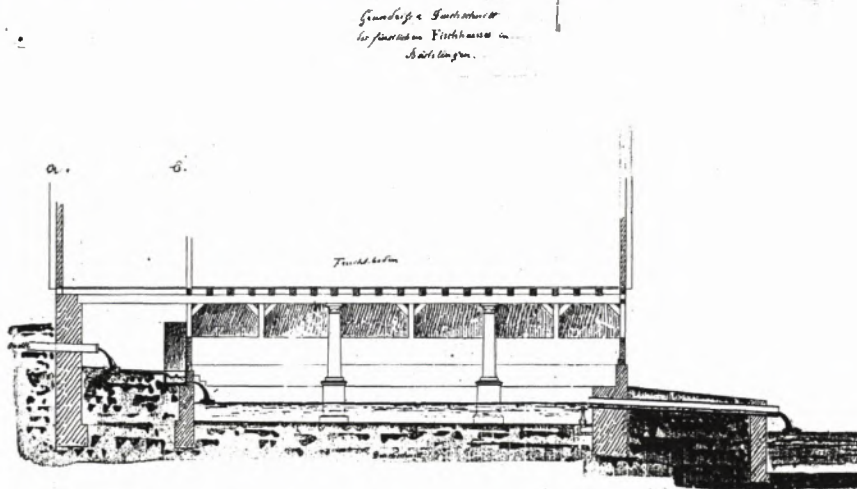
Interessant ist es nun, etwas mehr über die Geschichte und Funktion von – herrschaftlichen – Fischhäusern zu erfahren. Es eröffnet sich uns ein kleiner Einblick in einen früher wichtigen Wirtschaftszweig. Die Fischrechte gehörten in früheren Jahrhunderten zu den Regalien, d. h. zu den bis ins hohe Mittelalter ursprünglich dem König, danach auch den Landesherren vorbehaltenen nutzbaren Hoheitsrechten wie Forst- und Jagdregal, Münz- und Marktrecht, Zoll usw. Im 16. Jahrhundert hatte die Fischerei, besonders die Teichfischerei, ihre größte Höhe erreicht. Die Fischrechte brachten manchem Adeligen ein reiches Einkommen.

Auskunft über die Funktion, den Bau und die Anordnung von Fischhäusern findet sich in Handbüchern zur Forst- und Jagdkunde, wie z. B. der 1772/73 gedruck-





5 FÜRSTLICHES Fischhaus mit Fruchtkasten, Ansicht nach Westen. Aufgenommen 1854 (Hohenlohe-Zentralarchiv s. u.).



6 GRUNDRISS UND QUERSCHNITT des fürstlichen Fischhauses, 1854. Deutlich ablesbar der auf drei Seiten umlaufende Gang und die vier Säulen. Beim Abbruch des Fischhauses 1866 erhielt der schmale Gebäudeteil mit den aneinandergereihten Fischkästen lediglich ein anderes Dach. (Hohenlohe-Zentralarchiv, Neuenstein, Archiv Langenburg, Dom-Kanzlei 127/105).

ten „Onomatologia Forestalis – Piscatorio – Venatoria oder vollständiges Forst- Fisch und Jagd-Lexicon, in welchem alle bey dem Forst- Fisch- und Jagdwesen vorkommende Kunstwörter erklärt, der Verhalt- und Kenntniß der Holzungen . . . angewiesen, . . . ferner die Natur und Eigenschaften der wilden Thiere, der Vögel und des Federwildprets, . . . endlich auch der Raub-, Strom- und Teichfische, nebst ihrem Fang und Wartung beschrieben . . .“

Wird hier das Fischhaus als Baulichkeit nur relativ kurz abgehandelt, so finden wir eine um so ausführlichere Beschreibung in dem 1825 veröffentlichten „Handbuch für Fischerei- und Teichbesitzer“ von Jacob Ernst von Reider: „Das Ganze der Fischerei“. Hier lesen wir:

„Die Fischhäußer sind die zweckmäßigsten Fischbewahrungsorte. Dieselben bestehen bald aus großen, bald aus kleinen Gebäuden, nach dem Umfange der Fischerei, für welche sie dienen sollen. Dieselben stehen über Bäche, oder solche Teiche, welche einen beständigen starken Zu- und Abfluß des Wassers haben. Am besten stehen alle Arten Fischhalter in starkfließendem Wasser, oder in Teichen, wo viele Quellen den Wasserstand stets in gleicher Höhe zu erhalten, im Stande sind. Dieselben können, von verschiedener Form seyn, doch brauchen sie alle nur einstöckigt zu seyn; deren Größe und Weite hängt dann auch besonders von deren innern zu bewerkstellenden Einrichtung ab.

Die Wände können ganz von Steinen, oder besser von Holz mit Fachwerk seyn, welches entweder mit Moos alle Jahre ausgefüttert, oder mit Leimen ausgemacht, oder auch mit gebrannten oder Tuffsteinen ausgemauert wird. Viele haben nur breitere Wände. Die Mauern geben freilich mehr Sicherheit, aber die hölzernen Wände halten wärmer. Das übrigens niedrige Dach wird am besten mit Schilf oder Stroh belegt, doch muß solches der Luft einen genügenden Zug verstatten, da vorzüglich frische Luft den Fischen in ihrem lang andauernden Aufenthalt zuträglich ist; und zu ihrer Gesundheit beiträgt. Nach dem Raume des Hauses und nach der Menge des Wassers werden dann die Fischgruben darin theils im Ganzen, theils in besondern Abtheilungen angelegt.

Sehr zweckmäßig ist es, wenn ein solches Haus nur auf einzelnen Säulen oder Pfosten im Wasser ruhet, damit wenigstens auf drei Seiten das Wasser und die Luft in die einzelnen Abtheilungen gleich frisch eindringen kann.“ (S. 226 f.)

Außerdem soll das Wasser in den einzelnen Abteilungen tief genug stehen, damit es im Winter nicht einfrieren kann. Es folgen Empfehlungen, welche Fischarten am besten in den verschiedenen aufeinanderfolgenden Abteilungen eingesetzt werden.

Die Aufsicht und Versorgung des kostbaren Fischbestandes oblag einem Fisch- oder Teichmeister, dessen Wohnung sich im Fischhaus, besser aber in einem nahe beim Fischhaus erbauten, gesonderten Wohnhaus befand. In Bächlingen steht das Fachwerkwohnhaus des Fischmeisters etwas abgesetzt südlich neben dem Fischbassin. Aus den Archivalien geht hervor, daß es 1667 einer gründlichen Renovierung, die fast einem Neubau gleichkam, unterzogen worden war. Die Bausubstanz des Gebäudes ist mit geringfügigen Veränderungen aus dieser Zeit erhalten. Der Hinweis auf den Um- bzw. Neubau 1667 bestätigt die lange Kontinuität der herr-

schaftlichen Fischhalterei an dieser Stelle in Bächlingen.

Welche Sorgfalt auch auf die Fischfütterung gelegt wurde, läßt sich ebenfalls dem bereits genannten Handbuch von Reider entnehmen. Es wird dabei außerdem deutlich, daß das dritte Gebäude der Bächlinger Fischhaltereianlage, nämlich das Backhäuschen, sicher nicht nur zum Brotbacken für den Eigengebrauch des Fischmeisters, sondern auch für die von ihm zu versorgenden Fische diente und deshalb in den funktionalen Zusammenhang einbezogen werden muß. Zum Schluß sei deshalb noch ein kulinarisches Rezept für „Fischbrod“ wiedergegeben:

„Das sogenannte Fischbrod wird von solchen Sachen zusammengemischt, und dann im Backofen gebacken, oder auch an der Luft getrocknet, da man es im Sommer machen, und an einen recht trockenen Ort bis im Winter aufbewahren kann. Es werden Erdäpfel, Erbsen, Linsen, Bohnen etc. gekocht, jedoch nur mäßig weich, dazu nimmt man Kleien, etwas Trebern vom Bierbräuer, oder verdorbenes Malz etc. und etwas schwarzes Mehl, welches vorzüglich dient, die Masse haltbar zu machen, und mengt dieses mit Bierhefen, oder noch besser mit dem Bodensatz der beim Brauen bleibt, oder auch mit schlechter Milch, oder Wasser ein, und läßt es tüchtig durcharbeiten, und dann in die Formen von Broden bringen. Werden dieselben im Backofen gebacken, so kann man sie ziemlich groß machen, sollen sie aber an der Sonne und Luft getrocknet werden, so müssen sie kleiner seyn, damit sie innwendig nicht schimmeln, und ganz faulen, welches bei nicht recht fleißig abfließendem Wasser dasselbe zu sehr verdirbt.

Dergleichen Brode wirft man nun nach Verhältniß der Fischmenge in die Fächer, und man wird nach wenig Tagen sehen, daß sie aufgezehrt sind.

Es giebt dies den Fischen noch bessere Nahrung, als wenn man die oben erwähnten Dinge einzeln hineinwirft, und nicht backt, weil sie sich dann zu schnell auflösen, und den Fischen nicht so viel Zehrstoff geben.“ (S. 231.)

Herrschaftliche Fischhäuser gab es früher sicher vielerorts. Von ihrer Funktion her wiesen sie bestimmte, typologische Merkmale auf. Heute scheint dieser Gebäudetyp weitgehend verschwunden zu sein. Vielleicht trägt dieser kleine Artikel dazu bei, das eine oder andere Fischhaus doch wieder zu „entdecken“?

Literatur:

S. Behlen: Lehrbuch der dt. Forst- u. Jagd-Geschichte. Frankfurt a. M. 1831. Zur Fischerei vgl. S. 198 f.

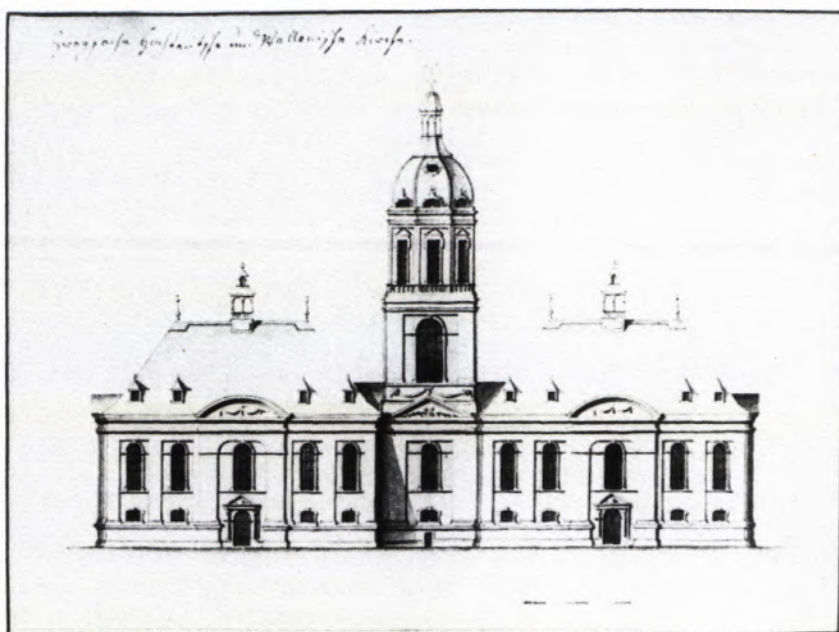
R. Oehme: Geschichte der Kartographie des deutschen Südwestens. Hg. v. d. Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Konstanz u. Stuttgart 1961. Zu H. Schweickher s. S. 35 u. 70.

Onomatologia Forestalis – Piscatorio – Venatoria oder vollständiges Forst- Fisch und Jagd-Lexicon, Erster Theil, Frankfurt u. Leipzig 1772. Zu Fischhaus s. Sp. 791 f.

J. E. v. Reider: Das Ganze der Fischerei als Angel-Netzfischerei und Teichwirthschaft. Nürnberg u. Leipzig 1825.

Dr. Inge Schöck
LDA · Referat Inventarisierung
Mörikestraße 12
7000 Stuttgart 1

1 REFORMIERTE Doppelkirche
(Nationalkirche), Zustand
1685–1689, Nachzeichnung des
Wachter-Cloeterschen Kupferstichs
von 1694, 18. Jahrhundert.



Kathrin Ungerer-Heuck: Mannheimer Mittelturmfassaden

Fast gleichzeitig wurden Restaurierungsarbeiten an zwei Mannheimer Monumentalbauten, an den Fassaden des Alten Rathauses/Sebastianskirche und am Turm der Konkordienkirche abgeschlossen. Beide sind dominante, symmetrisch angelegte Gebäudekomplexe mit hohen Mitteltürmen, die zusammen mit dem ehemaligen Alten Kaufhaus in N 1 „Leitfossilien“ und Erkennungszeichen der barocken Innenstadt waren. Der hier entwickelte Fassadentyp ist eine originelle und kreative Spezialität der Mannheimer Baukultur des Barock – aus anderen deutschen Städten ist Vergleichbares nicht bekannt. Es wäre zu wünschen, daß hier eingehendere Nachforschungen betrieben würden.

Die Geschichte dieser Gebäudekomplexe ist zugleich auch die Geschichte ihrer Zerstörungen in kriegerischen ebenso wie in friedlichen Zeiten. An ihnen läßt sich der Wandel der Nutzungsansprüche, die Rezeption oder Fortentwicklung von Gestaltungsideen und der Umgang früherer Generationen mit dem überkommenen Erbe auf recht anschauliche Weise nachvollziehen.

Der Umgang unserer eigenen Generation mit dem baulichen Erbe wird besonders deutlich an der Nachkriegsgeschichte des Alten Kaufhauses N 1. Rekonstruktion oder schöpferische Neuinterpretation der alten Gestaltungsidee wurden nach kontroverser Diskussion zugun-



Die Reformirte Kirche L'Eglise de Reformés.

2 NATIONALKIRCHE nach
der Zerstörung von 1689 mit kleiner
wiederaufgebautem wallonischen
Teil und Turmstumpf.

3 DIE Konkordienkirche und am rechten Bildrand die ehem. evang. Schule, von Architekt Friedrich Dyckerhoff 1823/24 errichtet, 1913 abgebrochen. Postkarte von 1869.



sten der modernen Lösung entschieden, die Geschichte der Mannheimer Mittelturmfassaden fortgeschrieben.

I. Nationalkirche – Konkordienkirche

Prototyp der Mittelturmfassaden ist die Nationalkirche des kurfürstlichen Baumeisters J. P. Wachter. Sie wurde 1685 als Stadtkirche für die deutsch-reformierte und die wallonisch-reformierte Gemeinde errichtet und ist – im Gefolge der Konkordienkirche in der Feste Friedrichsburg – ein Symbol für den schleppend sich anbahnenden Kirchenfrieden, der „Konkordie“. „Unter Konkordie versteht man die gegenseitige brüderliche Anerkennung verschiedener Kirchen und Konfessionen unter Betonung der gemeinsamen Grundlage, die ihnen vorgegeben ist, bei gleichzeitigem Fortbestehen ihrer Selbstständigkeit und gewisser Besonderheiten ihrer Lehre“ (Zitat Benrath, S. 112).

Die Kirche wurde bereits 1689 in den französisch-deutschen Erbfolgekriegen als erstes großes Bauwerk der Stadt zerstört. Der Wiederaufbau beginnt erst im Jahr 1706 und dauert – von konfessionellen Streitigkeiten begleitet – ganze 33 Jahre. Der Südflügel wird für die deutsch-reformierte Kirche in alter Form errichtet, der Nordflügel für die wallonisch-reformierte Kirche wird auf drei Fünftel verkleinert, der Turm nicht vollendet.

Bei einem Bombardement der französischen Revolutionsarmeen im Jahr 1795 brennen beide Kirchenschiffe und der Turm innerhalb von zwei Stunden ab. Der Turm wird 1798 repariert und mit einem Notdach gedeckt, die deutsch-reformierte Kirche bis 1800 wieder aufgebaut. Der wallonische Teil bleibt Ruine bis 1820. – Die Feierlichkeiten zum Jubiläum der Reformation Martin Luthers im Jahr 1817 in Mannheim führen zu einer weiteren Annäherung der beiden evangelischen Konfessionen im Sinne der „Konkordie“ und 1821 zur offiziellen Umbenennung der Nationalkirche in Konkordienkirche. Diese von Mannheim ausgehende

kirchliche Bewegung hat im selben Jahr die Begründung der Unierten Landeskirche in Baden zur Folge.

Die wallonisch-reformierte Gemeinde war unterdessen in der deutsch-reformierten aufgegangen, so daß der Wiederaufbau des nördlichen Kirchenschiffes schließlich ganz unterblieb. An seiner Stelle wird 1823/24 nach Plänen des großherzoglichen Bauinspektors Dyckerhoff ein Schulhaus für die evangelische Gemeinde errichtet. Dieses Gebäude besetzt fast die Hälfte des Baublocks. Kubatur und klassizistische Formensprache nehmen auf die ursprüngliche Baukonzeption keinerlei Rücksicht.

Der Turm wird 1893 unter Leitung von M. Wülfing um einen neubarocken, dreistufigen Aufsatz vervollständigt. Mit 80 m ist er bis heute der höchste Kirchturm der Stadt. Das Kirchenschiff wird an den Fenstern verändert und um eine Attika am Dach ergänzt. Nach Aufhebung der konfessionellen Schulen geht das Nutzungsrecht am Schulhaus an die Stadtgemeinde über. Da das Gebäude für die damaligen Ansprüche an ein Schulhaus unverwendbar erscheint, kommt es 1913/14 zum Abbruch. Der Neubau nach Plänen des Stadtbaumeisters Perrey übernimmt aus praktischen Erwägungen der Belichtung und des Raumprogrammes die Kubatur des vorhandenen Kirchenschiffes, so daß erstmals 225 Jahre nach ihrer Zerstörung die Symmetrie der ehemaligen Doppelkirche mit Mittelturm wiederhergestellt ist.

Im Zweiten Weltkrieg brennt die Kirche 1943 mitsamt ihrer Ausstattung aus. Die Rohbauarbeiten zum Wiederaufbau sind 1950 abgeschlossen, wobei Veränderungen von 1893 (Fenster und Attikabalustraden) wieder rückgängig gemacht werden. Die jetzt abgeschlossenen Arbeiten umfassen die Restaurierung des Turmes mit umfangreicher Steinrestaurierung (Wasserreinigung der Steinflächen, Restaurierung mit Steinersatz oder Ersatzsteinen, Hydrophobierung, Fugarbeiten) und Blechenerarbeiten an den Turmzwiebeln entsprechend dem historischen Befund.



4 KONKORDIENKIRCHE und evang. Schule. Zeichnung von R. Perrey mit vollständigem Turm. Zustand zwischen 1893 und 1913.



5 KONKORDIENKIRCHE und Neubau der R 2-Schule mit der Kubatur des ursprünglichen Baues, Zeichnung von R. Perrey, Zustand nach 1914.



6 KONKORDIENKIRCHE und Neubau der R 2-Schule mit balustradenförmiger Attika auf beiden Gebäudeteilen. Modellfoto R. Perrey um 1917.



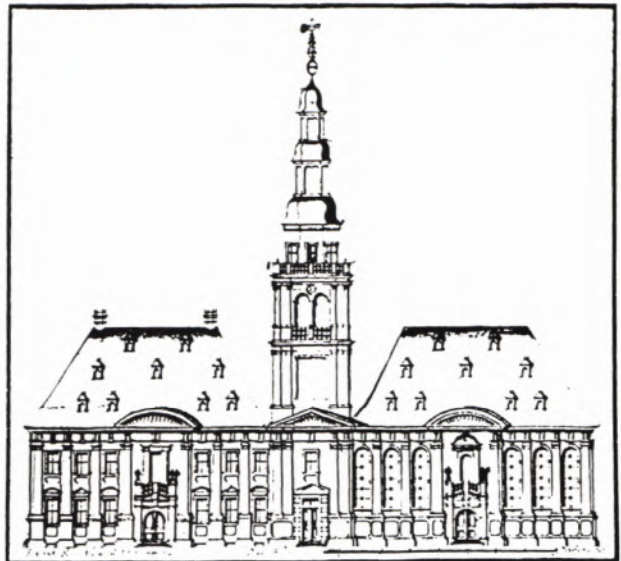
7 KONKORDIENKIRCHE, Wiederaufbau der Kirche ohne Attika, Foto 1968.

II. Altes Rathaus/Sebastianskirche

Das Rathaus und die Pfarrkirche St. Sebastian – nach den großflächigen Zerstörungen im Zweiten Weltkrieg inzwischen einer der ältesten Gebäudekomplexe im barocken Stadtkern – wurden 1700–1726 nach Plänen von Johann Georg Hagenmiller errichtet als repräsentativer Abschluß des Marktplatzes. Zum „schöneren Ornat“ des Bauwerks wurde der Turm in die Straßen-

flucht gesetzt. Die Flügelbauten erhielten einen Mittelrisalit mit Hauptportalen, reichem Figureschmuck und Segmentbogengiebel über dem Hauptgesims. Der Giebel zum Rathauseingang wurde bekrönt mit dem Standbild der Justitia, der Giebel zur Kirche mit dem Standbild der Pietas. Vorbild für die Fassadengestaltung mit einem Mittelurm und zwei Flügelbauten ist die damals bereits zerstörte Nationalkirche, wobei die verschiedenartige Nutzung in der Fassade reflektiert wird.

Die Geschichte dieses Komplexes ist weitaus weniger spektakulär – wenn auch von erheblichen Substanzverlusten gekennzeichnet – als die der Nationalkirche/Konkordienkirche. Die Sebastianskirche, 1726 geweiht, wird 1795 am Dach beschädigt. 1820 wird sie renoviert. Der Rathausteil wird 1867/68 nach Plänen von F. Th. Fischer erweitert, wobei die Formensprache der Platzfassade übernommen wird. 1877/78 wird die Sebastianskirche erneut unter Verlust von großen Teilen der barocken Ausstattungen renoviert. Sie wird 1936 unter partieller Berücksichtigung des historischen Befundes restauriert; 1943 werden bei einem Bombenangriff Dach, Fassaden und Hochaltar beschädigt. 1973 fand wiederum eine Renovierung des Kircheninneren statt. Der Rathausteil – im Inneren 1906 durchgreifend verändert – wird im Zweiten Weltkrieg bis auf die Umfassungsmauern zerstört und 1952/54 äußerlich rekonstruiert. Dabei verzichtet man auf die Erweiterung von 1867/68, baut aber Arkaden für eine Fußgängerpassage ein. 1986/87 werden die Fassaden instand gesetzt mit Restaurierung des bildhauerischen Schmuckes. Die Arkadenzone wird wieder geschlossen. Der „anämische“ Anstrich der Wiederaufbauzeit in Weiß- und Grautönen wird entsprechend der historischen Fassung überstrichen in abgetöntem Weiß für die Putzfelder und Sandsteinrot für die Steinflächen und den plastischen Schmuck, eine Farbigkeit, wie sie Karl Philipp 1739 in den Instruktionen für die Baupolizei für die gesamte



8 ALTES RATHAUS/SEBASTIANSKIRCHE, *Aufriß* von Schlichtherle, 1764.

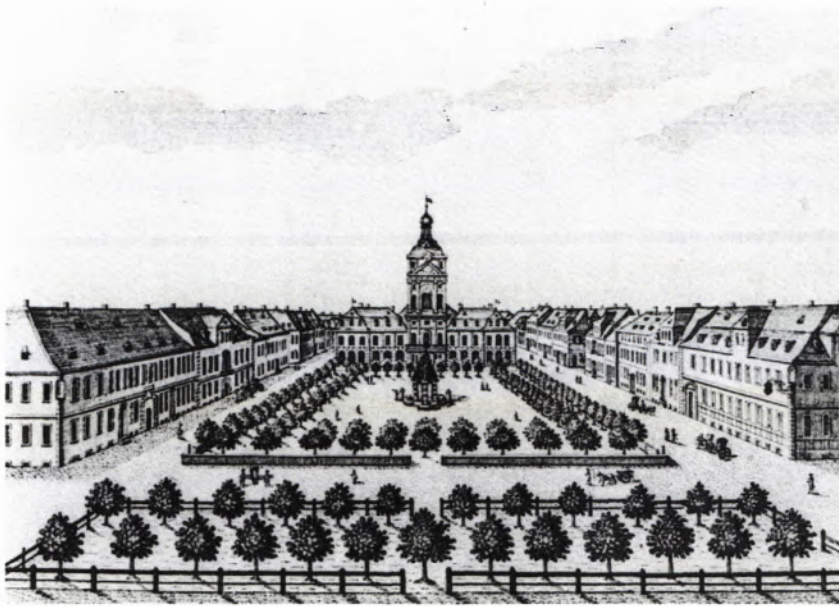
Barockstadt vorgeschrieben hatte. Der Marktplatz hat durch die Restaurierung dieser Doppelturmfassade nach historischem Befund trotz der veränderten Umgebung – wie wir meinen – erheblich an Ausdruckskraft gewonnen.

9 ALTES RATHAUS mit *Erweiterungsbau* von 1867/68 und *Sebastianskirche*, Foto 1943.



10 ALTES RATHAUS/SEBASTIANSKIRCHE, *die beim Wiederaufbau eingeführte Fußgängerpassage ist wieder geschlossen und die historische Farbigkeit wiederhergestellt*, Zustand 1987.





11 PARADEPLATZ und ehem. Kaufhaus 1782, Steinplatz mit zweistöckiger Randbebauung, Zeichnung von J. F. von Schlichten, gestochen von den Gebr. Klauber.



12 PARADEPLATZ und ehem. Kaufhaus 1895, Grünanlage mit zwei- bis viergeschossiger Randbebauung, rechts im Hintergrund das Schloß.

III. Altes Kaufhaus in N 1

Das Kaufhaus – Abschluß des zweiten großen Stadtplatzes an der Hauptachse zum Schloß – wurde als jüngstes der drei Gebäude mit Mittelturmfassaden im Jahre 1724 begonnen und 1741 bezogen. Der Turmbau wurde 1746 abgeschlossen. Das Gebäude war vom Kurfürsten geplant als Anziehungspunkt und Zentrum einer Handelsmesse nach dem Vorbild von Frankfurt, Leipzig und Nürnberg. An der Gestaltung waren zahlreiche bedeutende Künstler beteiligt, u. a. I. G. Baumgratz, A. G. da Bibiena, G. H. Rieger, Paul Egell und J. M. van den Branden, der Schloßbaumeister Hauberat und der Festungsbaumeister Fremelle.

Die lange Bauzeit hatte verschiedene Gründe: so befürchtete der Stadtrat die Konkurrenz fremder Kaufleute und verzögerte das Bauvorhaben. Als 1733 auf kurfürstlichen Befehl ein Teil des städtischen Etats an das kurfürstliche Rentamt übertragen wurde, ging auch die Bauleitung an dieses Amt über und führte zur Beschleunigung der Bauarbeiten. 1737 stürzte das Keller-

gewölbe ein, vermutlich wegen unzureichender Gründung in den Gräben der Feste Friedrichsburg und wegen der Verarbeitung schlechten Mörtels. Die Fundamente mußten verstärkt und der Turmbalkon um einen Unterbau ergänzt werden. 1741 zogen in das erste Obergeschoß wichtige Regierungsdienststellen ein (Hofkammer-Rentenkommission, Wechselgericht, Polizeikommission, Kommerzienrat), der Turm sollte Staats- und Schuldengefängnis sein. Der Prachtsaal sollte den Kaufleuten und Zünften zur Verfügung gestellt werden. Das Erdgeschoß wurde als Warenstapelplatz gebraucht. Unter Carl Theodor wurden schließlich 1746 das Turmdach und die Bildhauerarbeiten vollendet.

1899 erwarb die Stadt das Kaufhaus, 1905 auch die benachbarten Barockhäuser, um eine künftige Nutzung als Rathaus vorzubereiten. Der erste Umbauvorschlag sah eine Erhöhung um ein Stockwerk vor, er wurde aus denkmalpflegerischen Gründen fallengelassen. Unter Perrey wurde 1903–10 das Gebäude grundlegend umgebaut und erweitert. Vom Barockbau blieben die Fassa-

13 EHEM. KAUFHAUS, *kriegszerstört, Zustand 1945.*



14 GESICHERTE *Turmruine des ehem. Kaufhauses, Randbebauung mit fünf- bis sechsgeschossigen Bürohäusern, Zustand um 1964.*



den und die Decken im großen Sitzungssaal. Der neue Bürgerschaftssaal war mit 469 m² der größte im Deutschen Reich. Im Erdgeschoß unter den Arkaden hielten Läden ihren Einzug. Die neuen Bau- und Ausstattungsteile wurden in der Formsprache des Neobarock gestaltet.

Das Rathaus wurde 1943 vollständig zerstört und seine Ruinen abgetragen. Der Turmstumpf blieb – bis zum Uhrgeschoß immer noch gewaltig – erhalten. Er sollte Teil eines Rathausneubaues werden und wurde deshalb 1950 gesichert. In einem Architektenwettbewerb des Jahres 1961 mit 48 Arbeiten sah der erste Preisträger, Roland Ostertag, Leonberg, in der „Turmruine eine Belastung für die Projektierung eines Rathauses“. Zudem „entstände durch die Masse des Turmes in der Achse des – ohne Pyramide neugestalteten – Paradeplatzes als Rathausplatz ein räumlich unerfreuliches Bild“.

Durch diese Arbeit wurde die Entscheidung für den Abbruch der Turmruine ausgelöst, 1964 wurde sie in

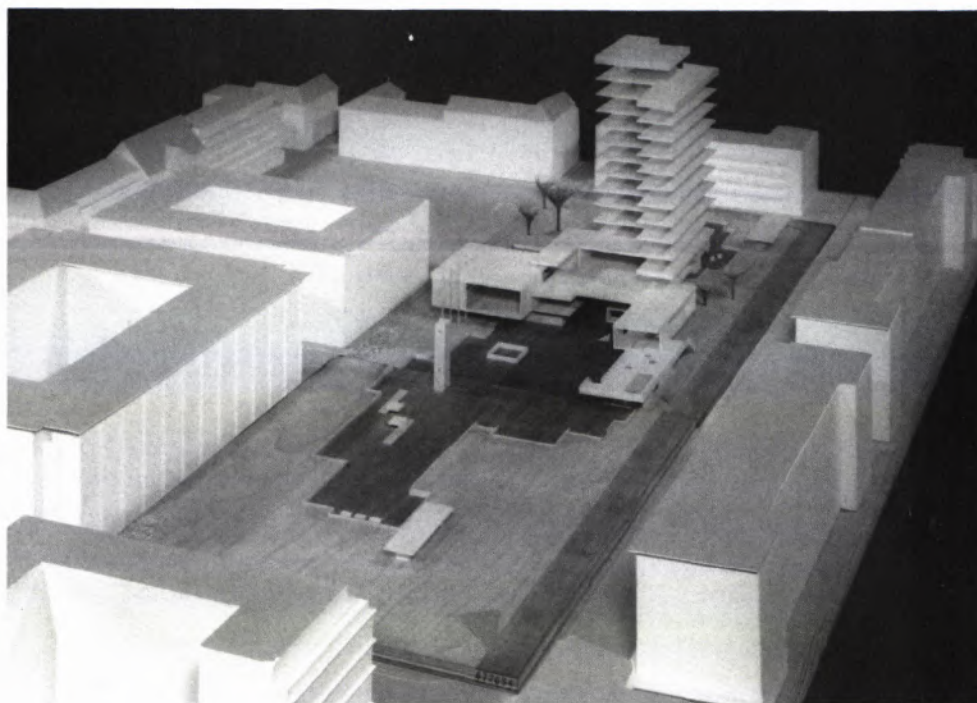
dreimonatiger Arbeit dem Erdboden gleichgemacht und die Baugeschichte dieses barocken Gebäudes nach 240 Jahren endgültig beendet. Allerdings folgte hier ein Nachspiel in mehreren Akten:

1965 wird nach Fundamentierung des Kellergeschosses die Baustelle wegen Geldmangels eingestellt.

1978/79 findet ein zweiter Architektenwettbewerb mit 68 Entwürfen statt. Der erste Preis mit einer trichterförmigen Paradeplatzfassade des Architekten Jan Matyas, Köln, wird nicht realisiert.

1984 gründet sich die „Bürgeraktion Altes Kaufhaus“, Verein zur Pflege des historischen Stadtbildes e.V. Sie wird die treibende Kraft einer nostalgischen Rekonstruktion nach nichtexistenten Befunden – ausgenommen einige Spolien am Turm und wenige Fotoaufnahmen – an einem Standort, der unter der „Zurückhaltungsarchitektur“ der Nachkriegszeit seinen Charakter vollständig gewandelt hat.

1986 findet ein Gutachterwettbewerb zwischen 15 Architekturbüros statt. Der Gemeinderat entscheidet sich



15 MODELL des Rathausneubaues, prämiertes Wettbewerbsentwurf von Roland Ostertag 1961.

im Juni 1986 für eine moderne Bebauung nach dem Entwurf von Carlfried Mutschler.

Ein Bürgerbegehren der „Bürgeraktion“ dagegen und zugunsten einer Rekonstruktion scheidet an fehlender Stimmzahl.

Verwirklicht werden soll nun der Entwurf von C. Mutschler. Er sieht ein Mehrzweckgebäude mit zwei gleich großen Baukörpern vor, deren Fassaden mit einem Segmentbogen- bzw. einem flachen Dreiecksgiebel bekrönt werden. Sie flankieren ein filigranes Gebilde, das als moderne Abstraktion eines alten Turmes erkennbar ist. Der Entwurf modifiziert die klassischen Prinzipien von Symmetrie, Axialität und Zentralität. Die Verwandtschaft zu den barocken Mittelurmfassaden ist freilich unverkennbar.

Alle drei Gebäude erlitten in ihrer Baugeschichte Substanzverluste und Amputationen. Bei der Konkordienkirche zeigt sich im nachhinein, daß auch lange Zeiträume des Brachliegens oder der vollständigen Veränderung (Ruine 1689–1706, wallonischer Teil Ruine 1795–1820, Konfessionsschule 1824–1914) die bauliche

Kontinuität dieses prägnanten Bautyps nur unterbrechen, nie beenden konnten.

Die aktuelle N-1-Bebauung folgt diesem Beispiel: 43 Jahre nach Zerstörung des Kaufhauses und 22 Jahre nach Beseitigung der Turmruine kann ein Entwurf entstehen, der sich nicht nur mit der Nutzung, sondern auch mit dem Genius loci seines Vorgängerbaues auseinandersetzt – und dennoch in seiner formalen Gestaltung Zeugnis der eigenen Epoche ist. Den Vergleich mit den Mittelurmfassaden der Barockstadt wird er sehr wohl ertragen können.

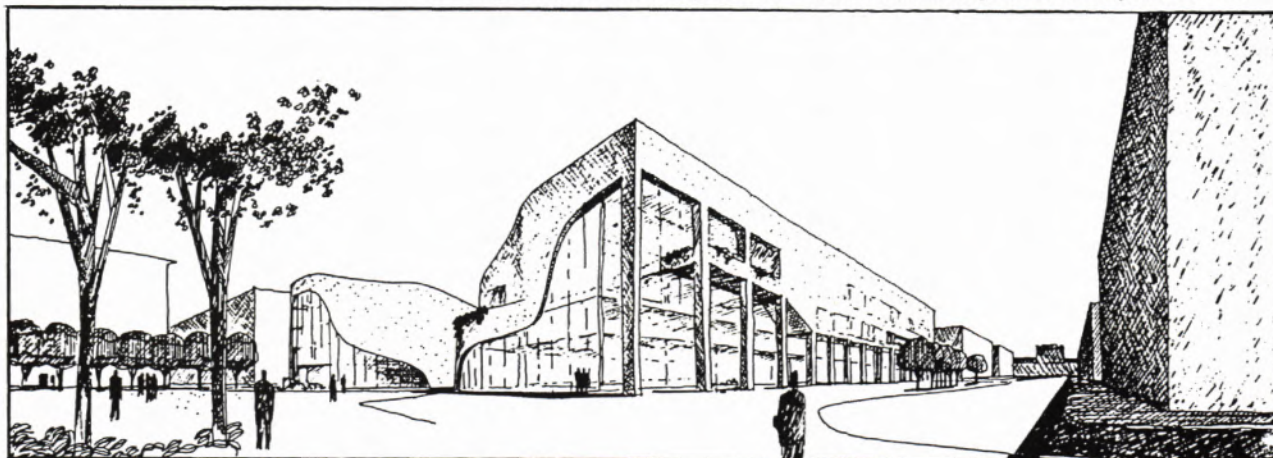
Literatur:

Benrath, Gustav: Von der Konkordie zur Union. Ein Gang durch die ältere Kirchengeschichte Mannheims. In: Mannheimer Hefte 2/1986, S. 112–118.

Beseler, Hartwig; Gutschow, Niels: Kriegsgeschichte deutscher Architektur, Bd. II, Neumünster 1988.

Gesche, Inga: Ev. Konkordienkirche Mannheim. Schnell, Kunstführer Nr. 1567, München 1985.

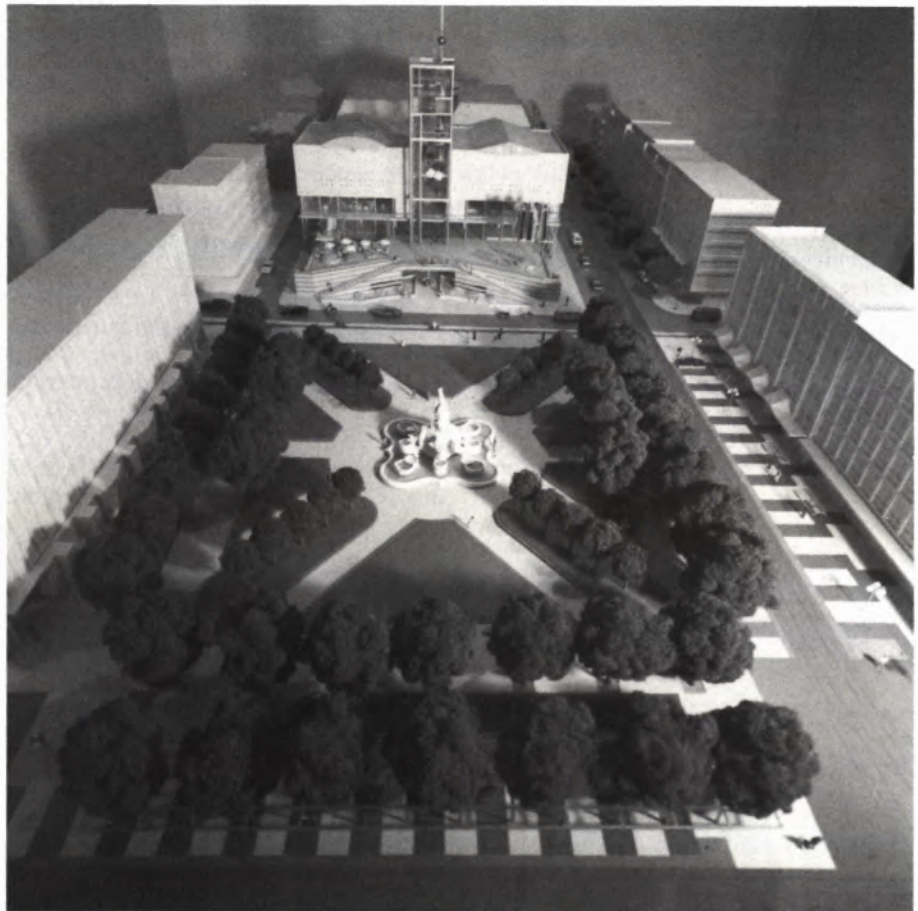
16 PERSPEKTIVE des Rathausneubaues mit einspringender Fassade, prämiertes Wettbewerbsentwurf von Jan Matyas 1978/79.



17 FOTOMONTAGE der „Bürgeraktion Altes Kaufhaus“ zur sog. Rekonstruktion im Umfeld von Bürobauten.



18 MODELL des Rathausneubaus, prämiierter Entwurf des Gutachterwettbewerbs von 1986, Typ der barocken Mittelturnmfassade in zeitgenössischer Interpretation, Stand 1988, Architekten: Büro Mutschler + Partner, Mannheim.



Gruber, Karl: Das Deutsche Rathaus. München 1943.

Huth, Hans: Mannheim, St. Sebastian. Schnell, Kunstführer Nr. 1079, München 1976 (1. Aufl.).

Huth, Hans (Bearbeiter): Die Kunstdenkmäler des Stadtkreises Mannheim. 2 Bde., München 1982.

Keller, Volker: Das Alte Kaufhaus in Mannheim und eine Bürgerinitiative. In: Badische Heimat 4/1986, S. 473–487.

Perrey, R.: Schulhausneubauten in Mannheim. In: Das Schul-

haus. Technisch-hygienische Monatschrift 12/1917, S. 357–365.

Walter, Friedrich: Bauwerke der Kurfürstenzeit in Mannheim. Augsburg 1928.

Kathrin Ungerer-Heuck
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege
Karlstraße 47
7500 Karlsruhe

Johannes Wilhelm: Die Pirschgänge im Böblinger Stadtwald

Ein Denkmal landesherrlicher Jagdkultur

Von dem ehemals landesherrlichen Vergnügen der Jagd besitzt man heute noch eine Reihe von Zeugnissen, welche von Pracht, Aufwand und Leidenschaft der württembergischen Herzöge berichten. Bilder von Hofjagden, Aufzeichnungen über die herzoglichen Strecken, Abrechnungslisten über die Aufwendungen sowie die Aufstellungen über die geforderten Jagdfronen geben ein weit gefächertes Bild.

Die Jagd als gesellschaftliches Ereignis des Hofes unterschied sich in vielem von dem Standpunkt eines heutigen Jägers. Kein Aufwand wurde gescheut, Treibjagden auf vorbereitete Stände hinzuführen und Wild dafür eigens heranzutransportieren. Es wurden Tücher zum Errichten von Umzäunungen bereitgehalten, um Terrain abzugrenzen, dessen Umfang bereits in Poststunden angegeben wurde. In oder vor geschmückter Kulisse beging man das Jagdvergnügen, wobei nicht selten die Zurschaustellung vor großem Publikum das vorrangigere Ziel war als das waidgerechte Erlegen des Wildes.

Denkmäler, die die Jagdleidenschaft und deren Einbindung in das höfische Gesellschaftsleben bezeugen, findet man in den Schlössern, die teilweise oft nur zur Abhaltung von Jagden unterhalten wurden. Einrichtungen wie die Zeughäuser, die zur Bereithaltung der Ausrüstung dienten, der Hundelegen, in denen die kostbaren abgerichteten Jagdhunde, die Leit-, Hatz- und Schweißhunde gehalten wurden, sind nur in wenigen Beispielen auf uns gekommen. Von den in den Wäldern errichte-

ten Jagdschirmen und Ständen, welche oft aus vergänglichen Materialien gefertigt waren, haben sich ebenfalls keine Spuren erhalten. So erstaunt es um so mehr, daß in nächster Umgebung Stuttgarts, in einem Gebiet, dessen jüngere Entwicklung zu weit mehr Veränderungen geführt hat als sonst in einer Region des Landes, sich eines der wenigen Denkmäler der landesherrlichen Jagdkultur auffinden läßt.

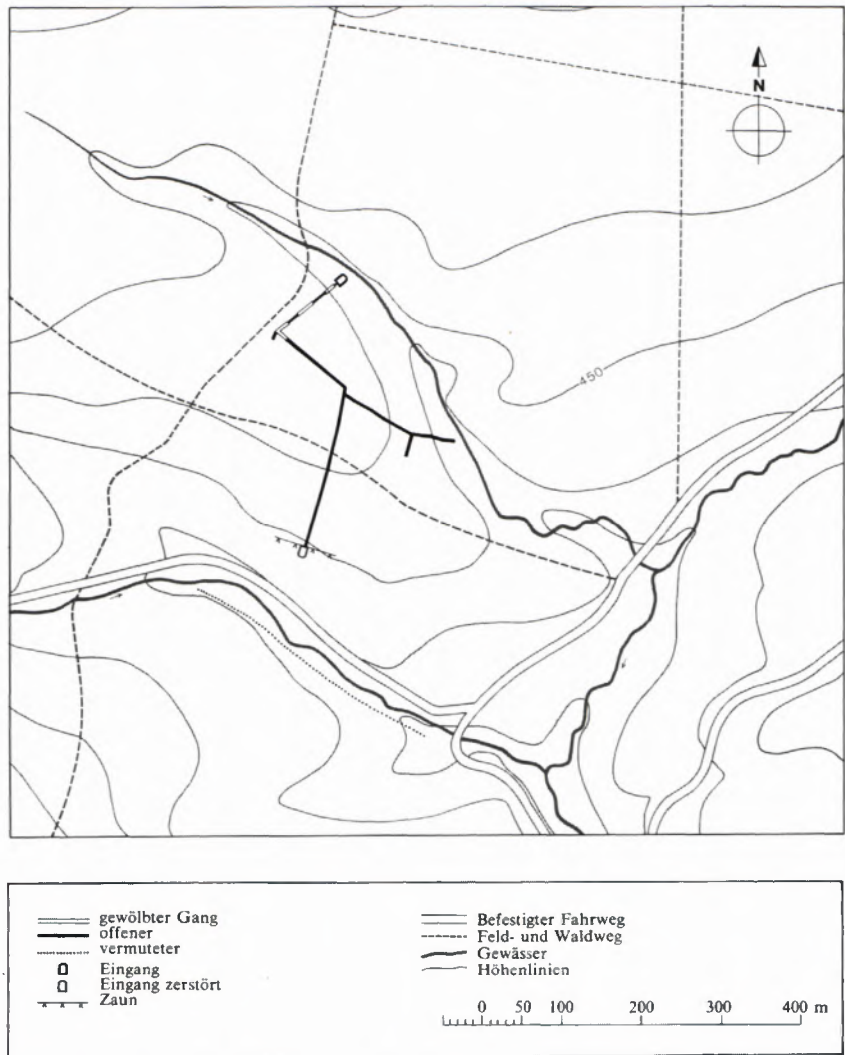
Im Stadtwald von Böblingen, östlich der Stadt zwischen dem Gewann „Beim Toten Mann“ und dem „Schelmenhau“, liegen auf einem als „Plan“ bezeichneten Gelände die Überreste der weitläufigen Ganganlage der ehemaligen Pirschgänge. Das Gelände, ein Ausläufer des Schönbuchs, ist noch heute für seinen Wildbestand bekannt, der „Plan“ gilt auch jetzt noch als Brunftplatz der Hirsche.

Teils als verschüttete Gräben im Geländeverlauf, teils noch als gemauerte unterirdische Gänge zieht sich die Anlage über den zwischen Klingen liegenden „Plan“. Bereits die Oberamtsbeschreibung des Jahres 1850 erwähnt sie mit dem Vermerk: „Eine besondere Merkwürdigkeit sind die unterirdischen Pürschgänge, welche Herzog Alexander im Jahre 1737 unter dem damaligen Oberforstmeister zu Böblingen von Schauroth durch den Baumeister Nicolaus Kraft auf dem sogenannten Plan (1 Stunde östlich von Böblingen) anlegen ließ. Sie sind aus Quadern massiv gewölbt 7' (Fuß) hoch und 4½' (Fuß) breit und haben vom Eingang an der Planklinge bis zum Ausgang an der Kastenklinge eine Län-



1 EINGANG zu den Pirschgängen von der Planklinge aus. Der Bogen, der in jüngster Zeit vermauert wurde, trägt die Bauinschrift des Jahres 1737.

2 DIE PIRSCHGÄNGE auf dem Lageplan.



ge von 943 Schritten, ein Seitengang ist 253 Schritte lang. Die Gewölbe, welche zu beiden Seiten Schießscharten haben, sind zum Teil eingerissen und eingefallen.“

Dieses Zeugnis der Mitte des 19. Jahrhunderts belegt, daß die genaue Funktion damals bereits in Vergessenheit geraten war. Der Eingang an der „Planklinge“ im Norden hat sich erhalten. Von dort steigt der Gang noch teilweise gewölbt auf einer Strecke von 102 Metern auf den „Plan“ an, knickt dann beinahe rechtwinklig gegen Osten und verläuft 110 Meter geradlinig. Im stumpfen Winkel knickt der Gang dann gegen Südosten und fällt zu dem südlichen Tal, ehemals als „Kastenklinge“, wo sich nach einer Strecke von ca. 220 Metern bis in die fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts ein ebenfalls gemauerter Ausgang befand (heute teils abgebrochen und verschüttet). Von diesem Hauptgang zweigte auf der Höhe 5 Meter nach dem Knick gegen Südosten ein weiterer Gang ab, der sich mit mehreren leichten Richtungswechseln über 150 Meter auf der Fläche des „Plans“ im Gelände gegen Osten verfolgen läßt, bevor sich seine Spur in einem ehemaligen Auffüllplatz oberhalb des Sulzbachtales verliert. Ein weiterer Stichgang führte im Abstand von ca. 95 Metern parallel zum Hauptgang gegen die „Kastenklinge“. Jenseits des Talgrundes der Kastenklinge läßt sich im Gelände ein weiterer Gang in Ost-West-Richtung parallel zum Bach auf ca. 250 Meter verfolgen.

Die Gewölbe wurden seit der Mitte des 19. Jahrhunderts weiter reduziert, so daß nur mehr der Hauptgang von der „Planklinge“ bis zum Knick gegen Osten und von da an noch ca. 15 Meter weiter die Gewölbe besitzt. Der Oberamtsbeschreibung nach waren ursprünglich alle Teile gewölbt. Auch finden sich dafür im Gelände einige Spuren, wie z. B. Reste der Mauern oder die noch über das Gewölbe gewachsene Buchenwurzel, die jetzt nach dem Einsturz gleichsam das Gangprofil bezeugt. Eine Erddeckung von ca. 20 cm Dicke band ursprünglich die aus grob behauenen Quadern gefügten Gewölbe in das Gelände ein. Diese Deckung ist heute zum Teil abgeglitten.

Die noch erhaltenen Gewölbegänge haben die lichte Höhe von 1,85 bis 2,17 Meter und die Breite von 1,10 bis 1,25 Meter. Die Böden der Gänge sind weitgehend mit Sandsteinplatten gepflastert. Im Gewölbe liegen auf jeder Seite im Abstand von ungefähr 2 Metern kleine Öffnungen, die zur Belüftung und Belichtung dienen. Daß diese schräg nach oben gerichteten Öffnungen als Schießscharten dienten – wie dies in der Oberamtsbeschreibung dargestellt wird –, ist nicht möglich, da der sich dabei bietende Blickwinkel für waidmännische Zwecke völlig ungeeignet ist. Der Nutzen der Gänge und Gräben bleibt heutigen Besuchern nur wenig zugänglich, da die Anlage stark ruiniert und ihrer oberirdischen Bauten beraubt ist.



3 GEWÖLBE des Pirschganges vor der Sanierung von 1986.



4 GEWÖLBE vor der Sanierung von 1986.

Am Eingang bei der „Planklinge“ bezeugt die Bauinschrift den Ursprung der Gänge: *„AUF BEHEHL SR: HOCHFÜRSTL. DVYRCHL. HERRN CARL ALEXANDER ZV WIRTEMBERG VND TÖCKH HAT DIESES GEBÄV VERFÖRTIGEN LASSEN CARL MAGNVS VON SCHAVROTH: CAMMERJVNKER VND FORSTMEISTER: JOHANN NICOLAVS GRAFT V.K.ZV B.G. ANNO 1737.“*

Herzog Carl Alexander von Württemberg, der 1733 die Herrschaft angetreten hatte, war für aufwendigen Lebens- und Hofhaltungsstil bekannt. Zudem hatte der Herzog, der seit 1716 Führer der Infanterie im Türkenkrieg war und 14 Jahre als Präsident der serbischen Administration vorstand, im Laufe seines Lebens eine weitläufige Erfahrung in anderen Residenzen und nicht zuletzt mit dem kaiserlichen Hof in Wien gemacht. So erscheint es nicht allzu fremd, daß dieser Landesherr die Jagdkultur an seiner Residenz so perfektionierte, daß sich 1736 der Würzburger Bischof Experten aus Württemberg zur Anlage eines „Hirschplans“ erbat.

Genau in diese Zeit fällt auch die Errichtung der Pirschgänge in Böblingen. Zwar haben sich die Rechnungen des Oberforsts für die Jahre 1731/1739 nicht erhalten, jedoch belegt die Zahlung für Kunrad v. Holzgerlingen für den Fuhrlohn für 6 Malter Kalk, welche er vor drei Jahren zum Bau des „Hirschplans“ verglichen, erst mit der Abrechnung 1739/1740 erhielt, daß die Hauptbautätigkeit 1736/1737 abgewickelt worden war. Von oberirdischen Bauten berichtet eine Reparaturrechnung im gleichen Rechnungsjahr, als der Mau-

rer Adam Friedrich mit einem Jungen die „Dächlen der Schirmhäußle“ ausgebessert und auch im „Gewölb ein Stück Platten“ gelegt hat. Auch berichten die Rechnungen von eigens auf dem Gelände angelegten Pflanzungen, die aufwendig gewartet wurden.

Mit diesen – zwar spärlichen – Zusatzinformationen erschließt sich die Funktion der Anlage besser. Die Gänge durchzogen den „Plan“, der ein bevorzugter Brunftplatz der Hirsche war. Sie endeten in Schirmhäusern – ausgebauten Jagdständen –, die wohl an den Abfällen in die Klingen und Täler auch einen guten Überblick auf die vom Wild aufgesuchten Wasserstellen und Äsungsplätze gaben. Die aufwendigen unterirdischen Ganganlagen ermöglichten den Standortwechsel der Jagdgesellschaft, ohne daß diese auf die an der Höhenlage meist rasch wechselnden Winde Rücksicht nehmen mußte. Die Öffnungen in den Gängen, später als Schießscharten interpretiert, gaben genügend Licht, daß auf Lampenbeleuchtung im Innern verzichtet werden konnte.

Uns ist heute nicht bekannt, woher Herzog Carl Alexander Kenntnis solcher Anlagen besaß. Daß ihm, der sich vor allem um die Befestigung der Stadt Belgrad besonders verdient machte, die Technik der Anlage unterirdischer Gänge nicht unbekannt war, kann man wohl voraussetzen. Inwieweit er allerdings mit dem „Hirschplan“ eine Einrichtung nachbaute, deren Vorbild ihm an einer anderen Residenz begegnet war, läßt sich nicht mehr erschließen.



5 EINGANG in das Gangsystem am westlichen Knickpunkt. Ehemals wohl Ausgang zu einem sog. Schirmhaus. Rechts neben dem Ganggewölbe befindet sich eine der Lichtöffnungen, bei der die Erde noch nicht wieder aufgebracht wurde.

Nur eine Anlage ist derzeit bekannt, die mit der Böblinger vergleichbar ist. Es ist dies die Pirschanlage auf dem Rieseneck bei Hummelshain südlich von Jena. Diese Anlage, die schon immer gepflegt und erhalten wurde, ist ähnlich strukturiert. Schirme, die durch beidseitig gemauerte Gänge zu erreichen sind, stehen im Zusammenhang mit Gewölbegängen, die ähnlich den Böblingern mit Lichtschlitzen versehen sind. Auch hier führen die Gänge zu Wasserstellen bzw. Äsungsplätzen. Die Pirschanlage auf dem Rieseneck wurde in dieser Gestalt in den Jahren 1712/1718 angelegt, 1727 erweitert und 1751 abgeschlossen. Die Parallele zum Böblinger „Hirschplan“ ist offensichtlich, wenngleich sich keine direkten Verbindungen aus den derzeit bekannten Unterlagen beweisen lassen.

Während die Anlage auf dem Rieseneck im 18. Jahrhundert über längere Zeit benutzt wurde, scheint es, daß in Böblingen die Jagd in den Pirschgängen bald aufgegeben wurde. So verfiel die Anlage und wurde wohl auch unter anderem als willkommener Steinbruch für die Bevölkerung genutzt.

Durch die Einrichtung des militärischen Übungsgeländes 1936 und dessen Fortführung nach 1945 blieb die Kenntnis der Pirschgänge in der Öffentlichkeit gering. Erst in den sechziger Jahren, als die Beschädigung durch Moto-Cross-Fahrer immer schneller vor sich ging, begannen die Bemühungen, dieses für Süddeutschland einzigartige Denkmal landesherrlicher Jagdkultur zu retten.



6 EHEMALS GEWÖLBTER GANG, dessen Profil an der gebogenen Buchenwurzel deutlich abzulesen ist.

Seit dem Ende der siebziger Jahre wurde der Denkmalwert der Anlage uneingeschränkt erkannt. Die Verhandlungen um die Sicherung der Substanz zogen sich jedoch immer weiter in die Länge. So konnte erst 1986 in Zusammenarbeit mit den Stellen des Landes, des Kreises und der Stadt Böblingen sowie der US-Armee und der Bundeswehr die Sicherung der noch bestehenden Gewölbegänge vorgenommen werden. Die noch ausstehende Bereinigung des Geländes sowie die Sicherung der nur als Gräben erkennbaren Teile des Gangsystems steht jedoch noch aus und soll im laufenden Jahr durchgeführt werden.

Die Wertigkeit des Kulturdenkmals, das jetzt als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung in das Denkmalsbuch eingetragen wurde, steht wohl außer Zweifel, wenn man bedenkt, wie wenig Dokumente dieses ehemals so bedeutenden Bereiches der feudalen Gesellschaft sich in unserer Landschaft erhalten haben.

Hinweis: Interessenten, die diese Anlage besichtigen wollen, können sich bei der Unteren Denkmalschutzbehörde Böblingen, dem Baurechtsamt der Stadt Böblingen, anmelden, um Zugang zu dem Militärgelände zu erhalten.

Dr. Johannes Wilhelm
LDA · Bau- und Kulturdenkmalpflege
Karlstraße 47
7500 Karlsruhe

Ulrich Knapp: Eine Musterrestaurierung des 19. Jahrhunderts

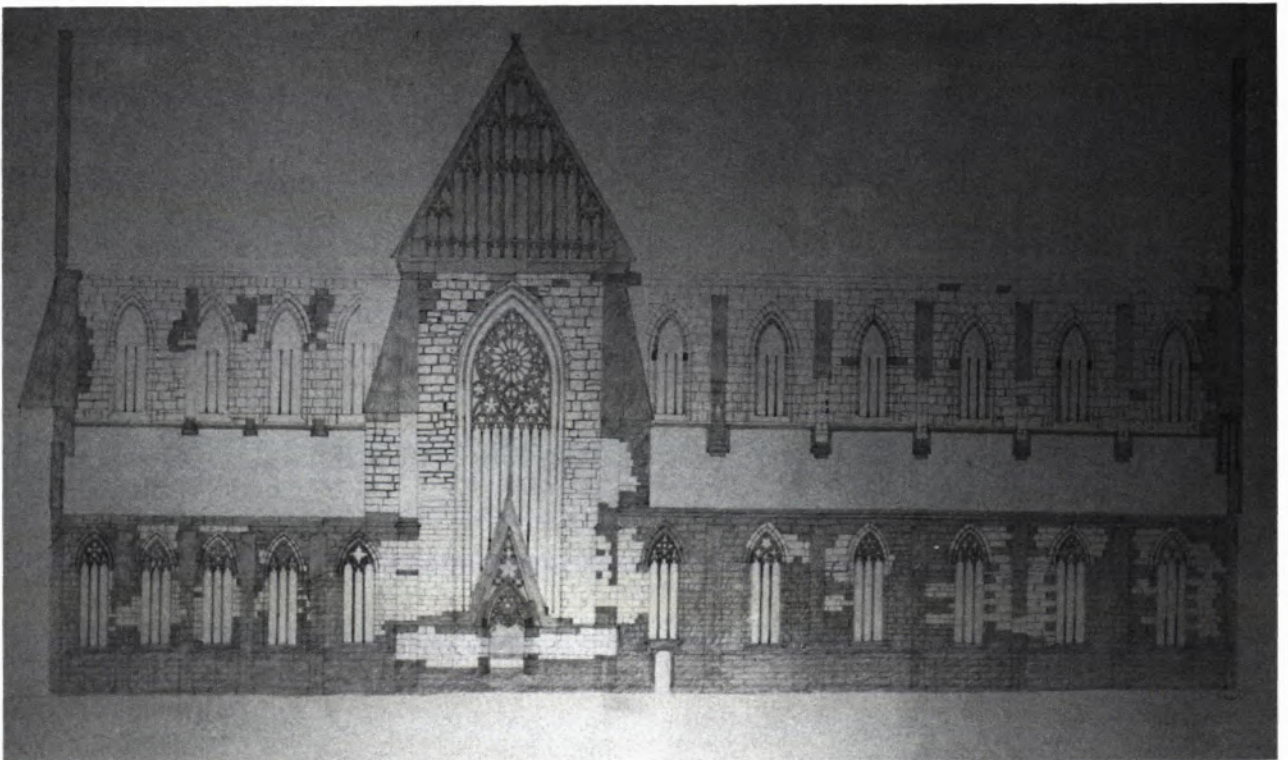
Die Instandsetzung der Klosterkirche Salem in den Jahren 1883 bis 1894

Die ehemalige Zisterzienserklosterkirche Salem gehört zu den bedeutendsten gotischen Baudenkmalen des Bodenseeraumes. Umfangreiche Schäden am Steinwerk des Baues führten zur Aufnahme in das Steinschadensprogramm des Landes Baden-Württemberg.

Die stark geschädigten Partien gehören zum überwiegenden Teil nicht der Originalsubstanz an, sondern sind Bestandteile der Restaurierungsarbeiten aus dem 19. Jahrhundert. Diese Restaurierungsarbeiten waren, wie der Aufriß der Nordseite beispielhaft zeigt, sehr umfangreich. Sie umfaßten unter anderem die vollständige Neuerrichtung der vier Giebel und die Erneuerung zahlreicher Maßwerke. Das Ausmaß der Ersetzungen und Neuherstellungen gab bis in jüngste Zeit Anlaß zu Zweifeln, inwieweit bei diesen Arbeiten das Erscheinungsbild der Klosterkirche verändert wurde. Neu aufgefundene Quellen erlauben nun wichtige Einblicke in die wechselvolle Geschichte dieser Restaurierung und ihre Konzeption.

Der bauliche Zustand der ehemaligen Klosterkirche hatte durch Feuchtigkeitseintritt bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts stark gelitten. 1859 mußten die vier Giebel mit Brettern geschlossen werden, um weiteren Wassereintritt und dadurch bedingte Gewölbeschäden zu verhindern. 1864 war der Zustand jedoch so besorgniserregend, daß am 22. April 1864 durch den Architekten Beyer von der Bezirksbauinspektion Konstanz ein erstes Gutachten zur Instandhaltung der Kirche vorgelegt wurde. Daraufhin beauftragte der Katholische Oberstiftungsrat in Karlsruhe den erzbischöflichen Baumeister Lukas Engesser (1820 bis 1880), ein Gutachten hierüber zu erstatten. Engesser, der am Polytechnikum in Karlsruhe bei Eisenlohr, Hübsch und Thiry studiert hatte und unter Hübsch als Baupraktikant tätig war, legte dieses Gutachten im November 1864 vor. Er kam darin zu dem Schluß, daß die notwendigen Arbeiten insbesondere an den Giebeln und Sockeln weit umfangreicher seien, als im Kostenvoranschlag der Bezirksbauinspektion ausgewiesen. Aus Engessers Kostenvoran-

1 SALEM, Nordfassade der ehemaligen Klosterkirche. Die grau angelegten Flächen kennzeichnen die restaurierten Bauteile. Bei den dunkelgrauen Flächen wurde das Steinwerk ersetzt, bei den hellgrauen Flächen – Wimperg und Tympanon des Querhausportales, oberer Teil des geschlossenen Portales, Maßwerke sämtlicher Obergadenfenster, Maßwerk des großen Querhausfensters, Maßwerke der Fenster im ersten bis fünften Seitenschiffjoch sowie Maßwerke der Fenster im zweiten bis vierten Chorumgangsjoche – wurde die alte Steinsubstanz durch farblich abgestimmte Zementmassen ergänzt.



schlag vom 29. Januar 1867 ist zu entnehmen, daß die Ostseite und hier vor allem die Nordostecke am stärksten geschädigt war. Bei den verblendeten Fenstern und dem Giebel des nördlichen Chorumganges war der Verwitterungsprozeß so weit fortgeschritten, daß die Maßwerke zum größten Teil bereits ausgebrochen waren. Große Schäden waren an den Strebebölgern und am Sockelbereich des ganzen Baues sowie am Giebel der Westfassade festzustellen. Von den Fenstermaßwerken waren diejenigen des ersten und fünften Fensters am nördlichen Chorumgang sowie das nördliche Seitenfenster der Westfassade so stark verwittert, daß sie zu ersetzen waren.

Aufgrund der Höhe der Kosten und Unklarheiten über die Eigentumsverhältnisse an der Kirche und die Instandhaltungspflicht kam es zunächst nicht zur Ausführung dieser Arbeiten.

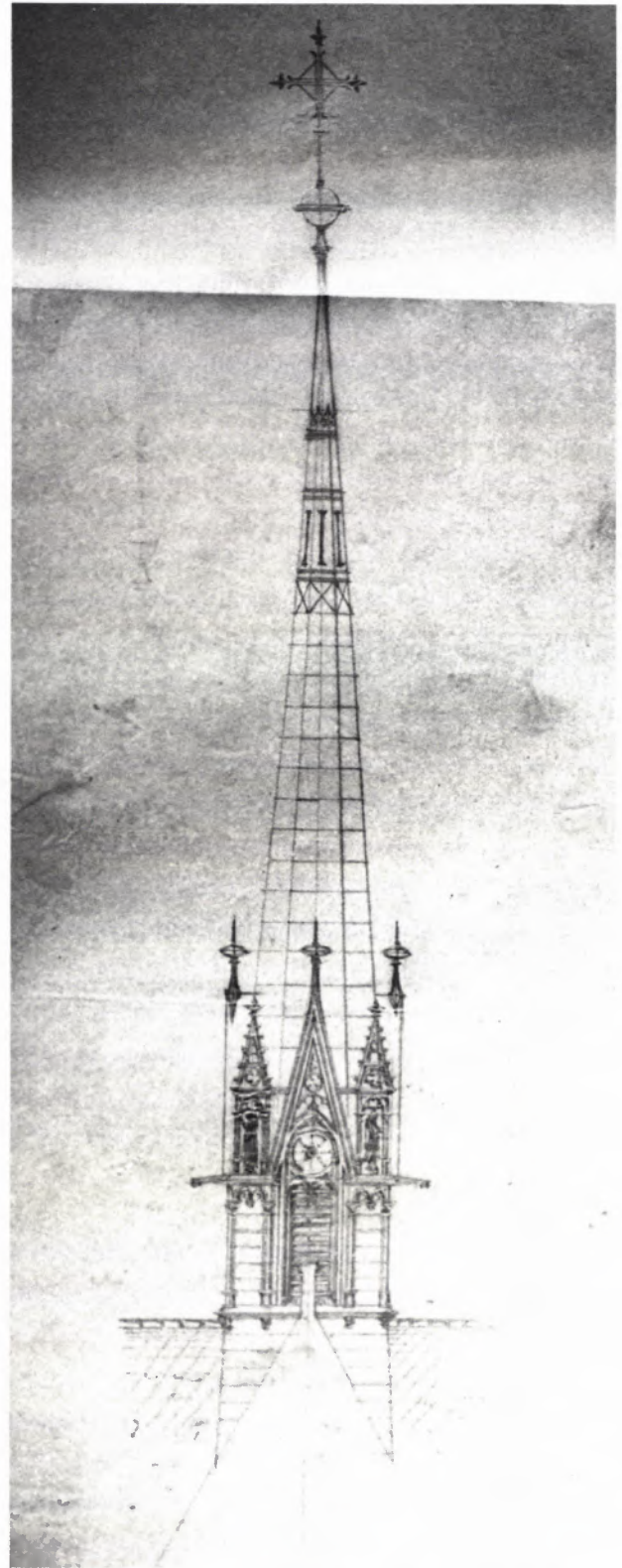
Von seiten der zuständigen Domänenkanzlei wurde darauf gedrängt, die Arbeiten auf das unbedingt notwendige Maß zu beschränken – während von seiten des Katholischen Oberstiftungsrates auf die künstlerische Bedeutung des Bauwerkes und die notwendigen Reparaturen verwiesen wurde. In einem Schreiben des Katholischen Oberstiftungsrates vom August 1871 heißt es: „Über die Notwendigkeit umfassender Reparaturen an der Münsterkirche in Salem, um dieses herrliche bauwerk vor dem Zerfall zu schützen, herrscht unter allen beteiligten volle uebereinstimmung. . . . Wir zweifeln nicht daran, daß . . . die durchlauchtigste Standesherrschaft gerne bereit sein wird, zur Erhaltung des dem 14.^{ten} Jahrhundert entstammenden, erhabenen baudenkmal ein Opfer zu bringen, das ihr nicht bloß den dank der Kirchtums Gemeinde, sondern auch die Anerkennung aller freunde und Verehrer mittelalterlicher baukunst sichern wird.“

Unterstützt wurden die Bemühungen des Erzbischöflichen Bauamtes durch den damaligen Baurat und Professor am Karlsruher Polytechnikum, Hans Lang (1824–1893), der in einem Aufsatz über die Klosterkirche Salem in der Zeitschrift für Bauwesen zur Erhaltung dieses wichtigen Baudenkmales aufrief.

1874 wies Engesser auf den fortschreitenden Zerfall des Bauwerkes hin und mahnte, es sei „im Interesse der Erhaltung dieses kunstvollen und sehr wichtigen Kirchenbaues höchst wünschenswert, daß die an demselben schon lange dringend nöthigen Reparaturarbeiten in bald zur Ausführung gebracht“ werden, „wie auch die immer noch steigenden Materialpreise und Arbeitslöhne schon nach kurzer Zeit einen noch größeren Kostenaufwand erforderlich“ machen werden.

Die Bedeutung, die man dem Bau beimaß, erhellt sich aus einem Schreiben des erzbischöflichen Bauamtes vom 14. September 1875, in dem es heißt: „Der Bau, um dessen Reparatur es sich handelt“ gehört „zu den wichtigsten Denkmälern mittelalterlicher Baukunst“. Die „Arbeiten, welche in dieser Reparatur genehmigt“ sind, „sind so umfangreich und technisch wie artistisch so wichtige, daß dieselben eine ständige specielle Aufsicht durch einen gebildeten Architecten verlangen“. Eine Verminderung der Kosten war nur möglich, indem man auf die Erhaltung der Maßwerke und der anderen gotischen Teile verzichtet hätte.

In der Folge wurden zwei Alternativen entwickelt. Zum einen die vollständige Erhaltung der Klosterkirche und ihres Bauschmuckes und zum anderen eine bauliche Si-



2 DACHREITER, unausgeführter Entwurf von Franz Baer.

cherung des Gebäudes mit den Mitteln des Kirchenfonds. Da dessen Mittel relativ gering waren, beinhaltete diese zweite Lösung einen Verzicht auf die Erhaltung der Maßwerke.

Engesser, der sich für die vollständige Erhaltung des Baues einsetzte, führt in seinem Schreiben vom April 1878 aus, daß die Kirche „in ihrer Verstümmelung aber einen kläglichen Eindruck machen und die Entrüstung

der ganzen gebildeten Welt hervorrufen“ werde. „Im Interesse der vaterländischen Kultur- und Kunstgeschichte wäre zu wünschen, daß sich die Mittel auffinden lassen, welche nöthig sind, dieses berühmte Bau-
denkmal vom Zerfall und Verstümmelung zu bewahren.“

Gerade dies schien aber zunächst nicht möglich, und es bedurfte erst eines durch drei Instanzen geführten Prozesses zwischen der Markgräflichen Standesherrschaft Salem und dem Katholischen Stiftungsrat Salem, in dem das Großherzoglich Badische Oberhofgericht in Mannheim am 15. April 1879 letztinstanzlich entschied: „der Katholische Stiftungsfonds zu Salem sei schuldig, die Reparatur an der katholischen Pfarrkirche daselbst nach Maßgabe des Kostenvorschlages des Erzbischöflichen Bauamtes vom 8. August 1874 oder eines neuen Überschlages insoweit vorzunehmen, als er neben Erfüllung seiner übrigen Zweckverbindlichkeiten die hierzu erforderlichen Mittel besitzt.“

Zwischenzeitlich war Lukas Engesser schwer erkrankt. Zu seinem Stellvertreter und späteren Amtsnachfolger wurde Franz Baer (1850–1891) ernannt. Baer hatte von 1868 bis 1873 am Polytechnikum in Karlsruhe und 1873/74 an der königlichen Bauakademie in Berlin studiert. 1875/76 arbeitete er bei der großherzoglichen Eisenbahninspektion in Mannheim und leitete dort die Ausstattungsarbeiten in dem neu erbauten Mannheimer Hauptbahnhof. Ab 1876 war er für das Erzbischöfliche Bauamt Heidelberg tätig und leitete die Restaurierung der unteren Pfarrkirche in Mannheim. Als Baer nach Freiburg berufen wurde, war sein erstes Vorhaben die Restaurierung des Breisacher Münsters. Dieser Restaurierung folgten weitere so bedeutender Bauten wie die des Konstanzer Münsters (Seitenkapellen), von St. Georg in Reichenau-Oberzell, der Martins- und der Kon-

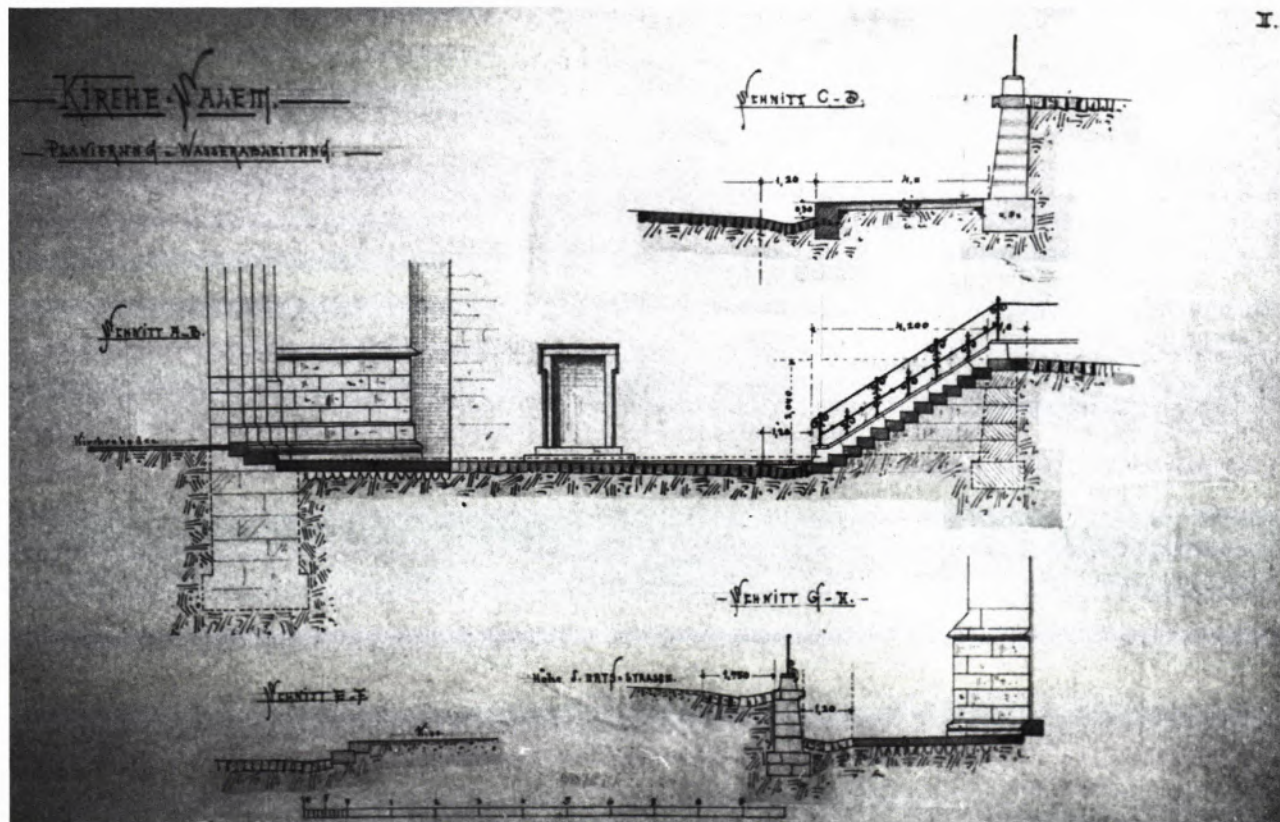
viktiskirche in Freiburg. Die neben Salem anspruchsvollste Restaurierung sollte jedoch diejenige des Freiburger Münsters werden. Bereits 1886 hatte Baer die Vorhalle restauriert und war in den Jahren bis zu seinem Tode mit den Vorarbeiten für eine großangelegte Münsterrestaurierung beschäftigt. Baer, der designierte erste Freiburger Dombaumeister, starb jedoch unmittelbar vor Beginn dieser Arbeiten.

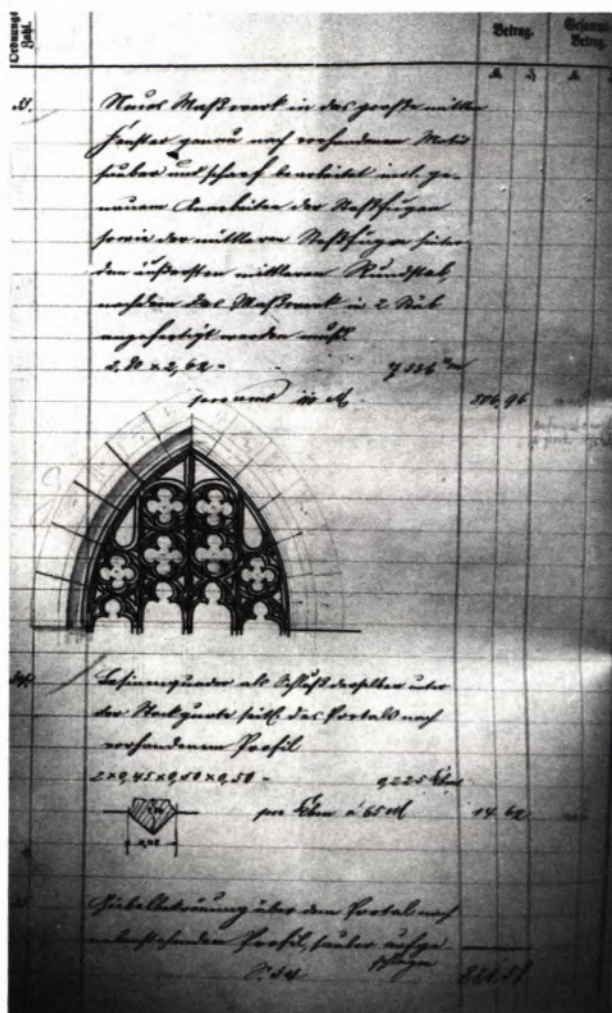
Am 13. Januar 1880 legte Franz Baer einen neuen, umfangreicheren Kostenvorschlag vor. Ausweislich dieses Kostenvorschlages waren die Schäden am Salemer Münster weit umfangreicher, als noch von Engesser angenommen worden war. Dieser Kostenvorschlag sah neben den reinen Ersetzungs- und Reparaturarbeiten am schadhaften Steinwerk auch notwendige Sicherungsmaßnahmen am Bau und Arbeiten zur Wiedergewinnung des ursprünglichen Erscheinungsbildes vor.

Die von Baer geplanten Sicherungsmaßnahmen umfaßten zum einen die Erneuerung sämtlicher Wasserschläge und Ergänzung dieser, soweit sie, wie am Mittelstück der Westfassade, nicht vorhanden waren. Weiterhin sollte der Gebäudesockel trocken gelegt und zu diesem Zweck das umliegende Terrain planiert und mit einem neuen Drainagesystem versehen werden. In diesen Zusammenhang gehört die Neugestaltung des Kirchplatzes und die Anbringung gotisierender Lüftungsgauben in den seitlichen Pultdächern.

Die Maßnahmen zur Wiedergewinnung des alten Erscheinungsbildes beinhalteten den Abbruch der klassizistischen Veranakapelle, die Verglasung der vermauerten Fenster der Ostfassade, die Öffnung des Portales am Nordquerhaus und die Schließung des nördlichen Seitenschiffportales aus dem 18. Jahrhundert sowie ein

3 KIRCHENVORPLATZ, Plan zur Neugestaltung des Kirchenvorplatzes und für die Wasserableitung. Zeichnung von Friedrich Hahn.



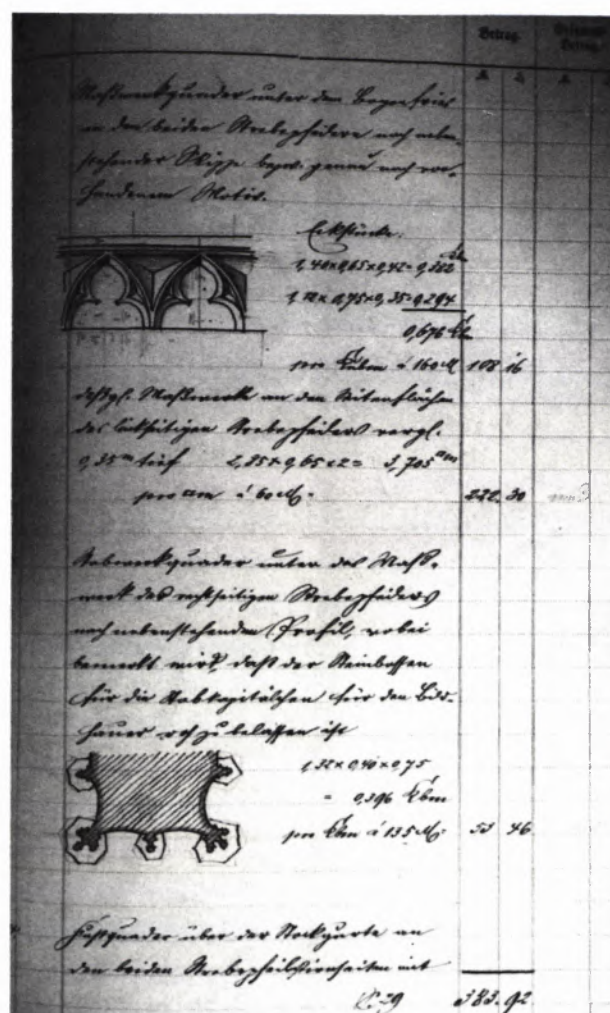


4 WESTFASSENDE, Seite aus den Ausschreibungsunterlagen für die Steinhauerarbeiten – hier das große Mittelfenster der Westfassade.

neues Türblatt für das Westportal. Krönender Abschluß sollte ein schlanker gotischer Dachreiter an Stelle des als „plump“ empfundenen Dachreiters von 1809 sein. Der Innenraum der Klosterkirche sollte unverändert erhalten werden. Als sich im Laufe der Restaurierungsarbeiten Schäden an der Orgel zeigten, machte der Orgelexperte Molitor in einem Gutachten des Jahres 1887 den Vorschlag, anstatt der Reparatur der Dreifaltigkeitsorgel eine neue Orgel im Seitenchor aufzustellen und „die alte Orgel (würde) mit ihrem großartigen Prospekt als Zierde der Kirche unverändert bleiben“.

Dieser Kostenvoranschlag stieß auf großen Widerspruch und die vorgesehenen Arbeiten mußten teilweise erheblich reduziert werden. Aus Kostengründen verzichtete man auf die Errichtung des neuen Dachreiters, die Veronikapelle sollte unverändert erhalten bleiben, ebenso das nördliche Seitenportal und die alte Türe des Westportals.

Im Jahre 1883 begann die Ausführung der Restaurierungsarbeiten. Leitender Architekt war Franz Baer, der zwischenzeitlich zum Erzbischöflichen Bauinspektor ernannt worden war. Sachbearbeiter beim Erzbischöflichen Bauamt waren um 1885 der Architekt Josef Cades (1855–1943) und ab 1887 der Architekt Carl Hörth. Die Arbeiten in Salem selbst wurden von Friedrich Hahn geleitet.



5 WESTFASSENDE, Seite aus den Ausschreibungsunterlagen für die Steinhauerarbeiten – hier die beiden Strebepfeiler.

Über den Fortgang der Arbeiten sind wir durch den weitgehend erhaltenen Briefwechsel zwischen Baer und Hahn und die mit zahlreichen Skizzen versehenen Berichte Hahns sehr gut unterrichtet.

Vor Vergabe der Arbeiten wurden detaillierte Ausschreibungsunterlagen erstellt, in denen sämtliche auszuführenden Werkstücke und Arbeiten aufgeführt sind. In der Ausschreibung zur Ostfassade ist dabei, wie bei den Arbeiten am gesamten übrigen Bau, vermerkt, daß die Maßwerkstücke „nach altem Modell“ zu schaffen seien.

Rasch mußte man aber feststellen, daß die notwendigen Arbeiten bei weitem umfangreicher waren, als man ohne Gerüst hatte feststellen können. Ab dem zweiten Restaurierungsabschnitt – beginnend mit dem nördlichen Chorumgang – wurde nun vor Erstellung der Kostenvoranschläge und der Ausschreibungsunterlagen eine detaillierte Bauaufnahme der vorhandenen Bausubstanz angefertigt. Von den Maßwerken und den figürlichen Teilen nahm man Pausen im Maßstab 1 : 1. Größere Flächen wurden im Maßstab 1 : 10, 1 : 13, 333 oder 1 : 20 gezeichnet. Ergänzt wurden diese Bauaufnahmen durch exakte Fugenpläne. In dem Briefwechsel zwischen Baer und Hahn sind insgesamt weit mehr als hundert solcher Pläne erwähnt. Anhand dieses Planmaterials rekonstruierten Franz Baer und Friedrich Hahn die fehlenden Maßwerkteile, so insbesondere am Gie-



6 WESTFASSADE. Anonyme Photographie um 1870/80. Deutlich zu sehen sind die originalen Maßwerke der Blendfenster, der Wimperg über dem Westportal und die reichen Blattkapitelle im unteren Fassadengeschöß.

bel des Nordquerhauses, aber auch am Fenster über dem nördlichen Seitenschiffportal. Ab der zweiten Restaurierungskampagne wurde jede auszuführende Maßnahme in Plänen und Skizzen vorbereitet. Zur Ausführung vorgesehene Arbeiten wurden in großformatigen Plänen gezeichnet. Vor Beginn der Arbeiten wurden diese in Salem angefertigten Unterlagen dem Erzbischöflichen Bauamt in Freiburg übersandt. Dort wurden sie von Baer begutachtet und gegebenenfalls korrigiert. Erst bei Vorlage dieser geprüften Pläne begannen die Arbeiten am Bau selbst. Mit Ausnahme der Arbeiten an der Ostfassade wurden bei der Restaurierung so gut wie keine Maßnahmen ohne vorherige Rücksprache mit Baer vorgenommen.

Das beschädigte Steinwerk wurde meist vollständig ersetzt durch Werkstücke aus Rorschacher Sandstein. Im Sockelbereich und bei großen Wandflächen arbeitete man mit Sandsteinplatten. Geringfügig beschädigte Teile und die beschädigten Maßwerke wurden mit farbig abgestimmten Zementmassen ausgebessert. Bei plastischen Werkstücken arbeitete man nach 1:1-Modellen aus Gips. Die Gipsmodelle für die vollständig verwitterten Fratzen unter den Giebelanfängern wurden von verschiedenen Bildhauern geschaffen; so fertigte beispielsweise der Freiburger Bildhauer Gustav Adolf Knittel (1852–1909) die Modelle für die Fratzen am Nordquerhaus.

Nur an zwei Stellen kann bislang bei den unter Leitung Baers ausgeführten Arbeiten eine beabsichtigte, korrigierende Veränderung am Bau nachgewiesen werden:

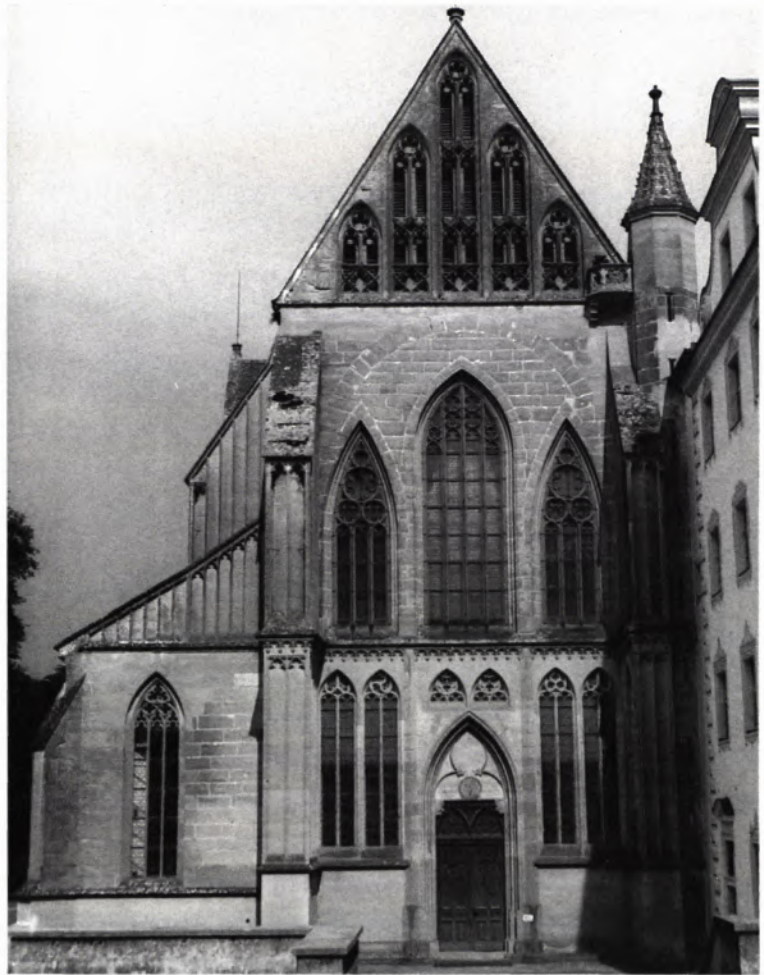
Am Nordquerhaus werden Gesimse mit „romantischem Profil“ durch „Richtige“ (Gesimse) ersetzt und der Strebepfeiler an der Nordwestecke des nördlichen Seitenschiffes wurde ganz abgetragen, um in die „richtige Lage“ gebracht und neu aufgebaut zu werden.

Denkmalpflegerische Problemfälle bei der Restaurierung waren die Veranakapelle, die Umgestaltung des nördlichen Seitenschiffportales und die Erhaltung der Westfassade.

An der Ostfassade ergab sich nach der Wiederherstellung der gotischen Giebel ein krasser Gegensatz zwischen diesen und der klassizistischen Veranakapelle, deren hoher Giebelaufsatz das mittlere Maßwerkfenster weitgehend verdeckte. Diese Situation ist in einer Briefskizze Hahns sehr gut erkennbar. Die Skizze zeigt einen Längsschnitt der Kapelle. Der Giebelaufsatz reicht bis zur Mitte des Fensters.

In einem Bericht vom Juli 1884 führt Baer aus, daß der Aufbau über der Mittelnische nahezu das gesamte Mittelfenster verdeckte und die harmonischen Verhältnisse der Fassade störe. Es bestehe ein „Bedürfnis bei Kunst Kennern, wenigstens das Dach dieses Gebäudes zu entfernen.“ Er, Baer, habe einen „Plan ausgearbeitet, nach welchem die Nische mit dem interessanten Bild erhalten werden könne, die Nische aber eine flache Decke erhalten solle.“ Die Nische solle mit einer durchbrochenen Brüstung versehen werden, die den Blick auf das Mittelfenster freigebe. Dieser Plan Baers fand allgemeine Zustimmung und wurde 1885 ausgeführt.

7 WESTFASSADE. *Heutiger Zustand (Aufnahme 1984). Gut erkennbar sind die Spuren des abgearbeiteten Wimperges und der entfernten Kapitelle sowie die veränderten und stark vereinfachten Maßwerke der – heute geöffneten – Blendfenster.*



Während dieser Arbeiten stellte sich jedoch heraus, daß durch die flache Abdeckung der Verenakapelle die Lichtverhältnisse verändert wurden. War in dem klassizistischen Aufbau das Licht über Spiegel umgelenkt worden, so daß die Kapelle gleichmäßig mit gedämpftem Licht ausgeleuchtet war, so erhielt die Kapelle nun direktes, sehr viel greller Licht. Um die ursprünglichen Beleuchtungseffekte wiederzugewinnen, entwickelte Baer eine Konstruktion aus verschiedenen, zumeist gelblich eingefärbten Gläsern, die weitgehend wieder die alten Beleuchtungseffekte ermöglichen. Dieses Beispiel zeigt deutlich, wie bei diesen Restaurierungsarbeiten darauf geachtet wurde, die Wirkungen des klassizistisch umgestalteten Innenraumes nicht zu beeinträchtigen.

Ähnlich wie bei der Verenakapelle lag der Fall bei dem nach 1750 geschaffenen nördlichen Seitenschiffportal. Hier war das darüberliegende Fenster zum überwiegenden Teil vermauert und hatte sein Maßwerk zumindest teilweise verloren. Die geplanten Arbeiten werden hier von Hahn wie folgt beschrieben: „Beseitigung der unschönen Platte in dem Fenster über dem Portal, Herunterführen des Fensters, Abschluß desselben durch eine Bank über der Gurte in gleicher Höhe, wie die übrigen, sowie Herstellung eines schmälere Eingangspfortchens unter der Gurte, sofern dies möglich sein sollte“. Als Alternative war die Verlegung des Seitenportales im Gespräch, doch konnte dieser Vorschlag beim Salemer Rentamt keine Zustimmung finden.

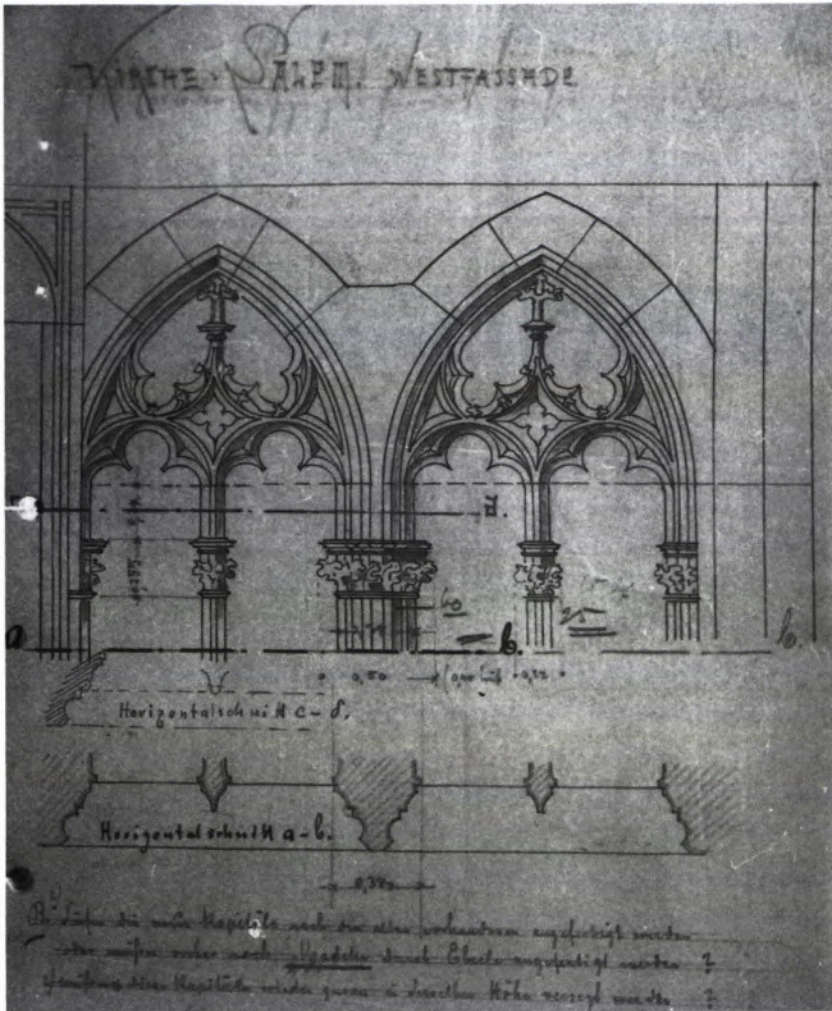
Die Arbeiten wurden daher entsprechend den Vor-

schlägen Hahns nach den von Baer korrigierten Plänen ausgeführt. Dieses vollkommen neu gestaltete Portal wurde in Formen, die sich am Westgiebel wiederfinden, ausgeführt und fügt sich so wenig störend in den Bau ein.

Einen besonderen Problemfall bildete die Westfassade. Diese hatte unter den Witterungseinflüssen stark gelitten. Die Wiederherstellungsarbeiten waren zudem wegen ihrer stilistischen Uneinheitlichkeit und des verhältnismäßig reichen bauplastischen Schmuckes erschwert.

Bei den Kostenvoranschlägen und Ausschreibungsunterlagen wurde hier daher zwischen den Aufwendungen zur baulichen Wiederherstellung der Fassade und denjenigen zur Erhaltung der Bauplastik im unteren Fassadenbereich unterschieden. Die Genehmigung zur Ausführung der Hauptarbeiten ohne das neue Hauptportal erfolgte im Frühjahr 1888, die Genehmigung für die Wiederherstellung der plastischen Teile wurde erst im Herbst 1889 erteilt.

Die allgemeinen Instandsetzungsarbeiten an der Westfassade schritten rasch voran. Sieht man von dem zusätzlichen Kaffgesims im Mittelteil ab, so wurden die Arbeiten exakt nach dem vorgefundenen Befund ausgeführt. Dies ist in den Ausschreibungen dementsprechend festgelegt und um so bemerkenswerter, als hier bewußt darauf verzichtet wurde, die Fassade stilistisch zu vereinheitlichen. So hatte beispielsweise Friedrich Hahn in seinem ersten Entwurf zur Restaurierung der Westfassade vorgesehen, das Gesims des westlichen



8 WESTFASSADE. Die Maßwerke der beiden nördlichen Blindfenster in ihrem alten Zustand. Zeichnerische Aufnahme von Friedrich Hahn.

Seitenschiffgiebels entgegen dem historischen Befund in einer Geraden auszuführen. In der Stellungnahme des Erzbischöflichen Bauamtes vom 23. Juli 1887 heißt es hierzu: „Im Anschluß senden wir Ihnen die Aufnahmen u. Zeichnungen über den westl. Seitenschiffgiebel ... (der) Kirche zurück mit dem Bemerkten, daß wir mit der Abänderung in der Zeichnung dieses Giebels durchaus nicht einverstanden sind. Durch Annahme einer geraden Linie, statt der Gebrochenen, erscheint der Giebel gezwungen u. schwerfällig, welcher Eindruck durch die Annahme der 0,12 m breiten Platte unter dem Deckgesims noch erhöht wird. Der Pfeiler ist als etwas für sich bestehendes u. nicht in starrem Zusammenhang mit dem Giebel gedacht, was durch die gebrochene Giebellinie angedeutet ist u. auch durch den trennenden Stab u. das verschiedene Maßwerk zum Ausdruck kömmt. Die ganze Seite präsentiert sich dadurch leicht, gefällig u. interessant. Wir empfehlen Ihnen daher, sich genau an den alten Bestand zu halten u. an dem fein durchdachten und vorzüglich empfundenen Formen dieses Baudenkmals nichts ändern zu wollen.“

Dementsprechend befinden sich dann in den Kostenvoranschlägen beispielsweise Beschreibungen wie folgende zum großen Mittelfenster: „Neues Maßwerk in das grosse mittlere Fenster genau nach vorhandenem Motiv sauber und scharf bearbeitet incl. genauem Anarbeiten der Stoßfugen sowie der mittleren Stoßfugen hinter dem äußersten mittleren Rundstab, nachdem das Maßwerk in 2 Stäb angefertigt werden muß“. Die Ar-

beiten an den Friesen sind wie folgt beschrieben: „Maßwerkfries an den Strebepfeilern und an der Mittelpartie des Giebels genau nach altem vorhandenem Motiv und nach Zeichnung.“

Dieser Akribie bei der Restaurierung ist auch die Erhaltung eines wichtigen Details dieser Fassade zu verdanken: Die kleinen Engel in den Ecken des Bogenfrieses zwischen den Strebepfeilern und der Mittelschiffswand. In dem Bericht Hahns vom 5. Januar 1889 heißt es: „Gleichzeitig übersende ich im Anschluß eine Pause mit Angeben der alten Giebelrieseneinteilung rub. Westfassade, und diene diesbezüglich gehorsamst zu berichten, dass sich bei dem alten Bogenfries in den Ecken wo Giebel = Pfeiler fries zusammenlaufen sogen. Karyatiden (in Engelsgestalt) befinden, welche die Auflösung der Frieswiederkehr vermitteln. Dießbezüglich bitte ich um gütige baldene Mittheilung, ob diese Karyatiden beibehalten und Modelle hierfür angefertigt werden sollen, oder ob der Friesübergang von der Pfeiler in die Giebelfläche nach der blau angegebenen seitze (wo sich der halbe Bogen rechtwinklig an den anderen anschließt) angefertigt werden soll ...“ In seiner Antwort wies Baer Hahn an, diese Engelsfiguren als wichtige spätgotische Details zu erhalten.

Während die Arbeiten am Giebel relativ zügig vorangingen, ruhte die kostenintensivere Erhaltung der Bauplastik im Portalbereich. In dem Briefwechsel mit Friedrich Hahn bestand Franz Baer darauf, daß die Ka-

pitelle und Maßwerke exakt nach altem Modell geschaffen werden müssen.

Aufgrund Baers krankheitsbedingter langer Abwesenheit im Amt ging der Entscheidungsprozeß jedoch sehr langsam voran und seit 1889 wurden die meisten Entscheidungen von dem Architekten Carl Hörth getroffen.

Im Zuge dieser Arbeiten kam auch der Vorschlag auf, einzelne Maßwerkformen an den Blendfenstern auszutauschen und hier auch solche Formen zu verwenden, die sich nur an den – heute nicht frei einsehbaren – inneren Blendfenstern befinden.

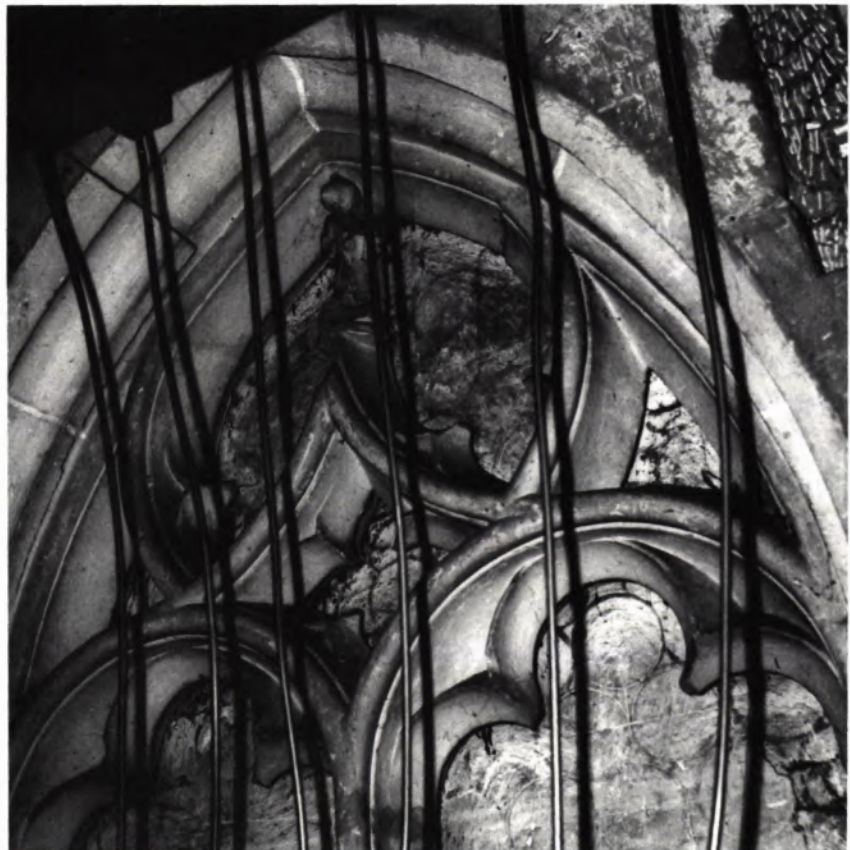
Die nicht mehr unter Aufsicht von Baer ausgeführten Arbeiten brachten aber viel weitreichendere Veränderungen. Bereits im November 1889 war die Entscheidung gefallen, den „unschönen“ Wimperg über dem Hauptportal zu beseitigen. Der zunehmenden Finanzknappheit fielen wohl die Kapitelle zum Opfer. War bei der Ausschreibung der Arbeiten an den Strebebfeilern noch bestimmt worden, „Strebewerkquader unter das Maßwerk des rechtseitigen Strebebfeilers nach nebenstehendem Profil, wobei bemerkt wird, daß der Steinbossen für die Stabkapitälchen für den bildhauer roh zu belassen ist“, so wurden später diese Bossen abgearbeitet und auf die Ausführung der Kapitelle verzichtet. Auf die mangelnden Finanzen ist wohl auch die stark vereinfachte Ausführung der Blendmaßwerke zurückzuführen. Die Detailaufnahme Hahns zeigt die beiden nördlichen Maßwerke in der alten Form, wie sie auch auf der Photographie der Westfassade vor der Restaurierung zu sehen sind. Bei der Wiederherstellung wurde auf die Ausarbeitung des Blatt- und Knospenwerkes sowie der mittleren Kreuzblume verzichtet. Einen guten Eindruck vom Aussehen des alten Maßwerkes vermit-

telt eines der inneren Blendfenster, die heute noch in der alten Form erhalten sind. Vollkommen neu gestaltet wurden das nach einem reduzierten Entwurf Franz Baers von dem Bildhauer Saile geschaffene Hauptportal und der Turmhelm des Treppenturmes. Der Zugang vom Treppenturm zum Giebel wurde dabei stilistisch dem Westgiebel angeglichen. Die Entwürfe für die Krabbenziegel des Turmaufsatzes stammen ebenfalls von Baer. Nach dem Abschluß der Steinarbeiten strich man das alte Steinwerk mit „Käsfarbe“, um so die alten Teile farblich den restaurierten Teilen anzugleichen.

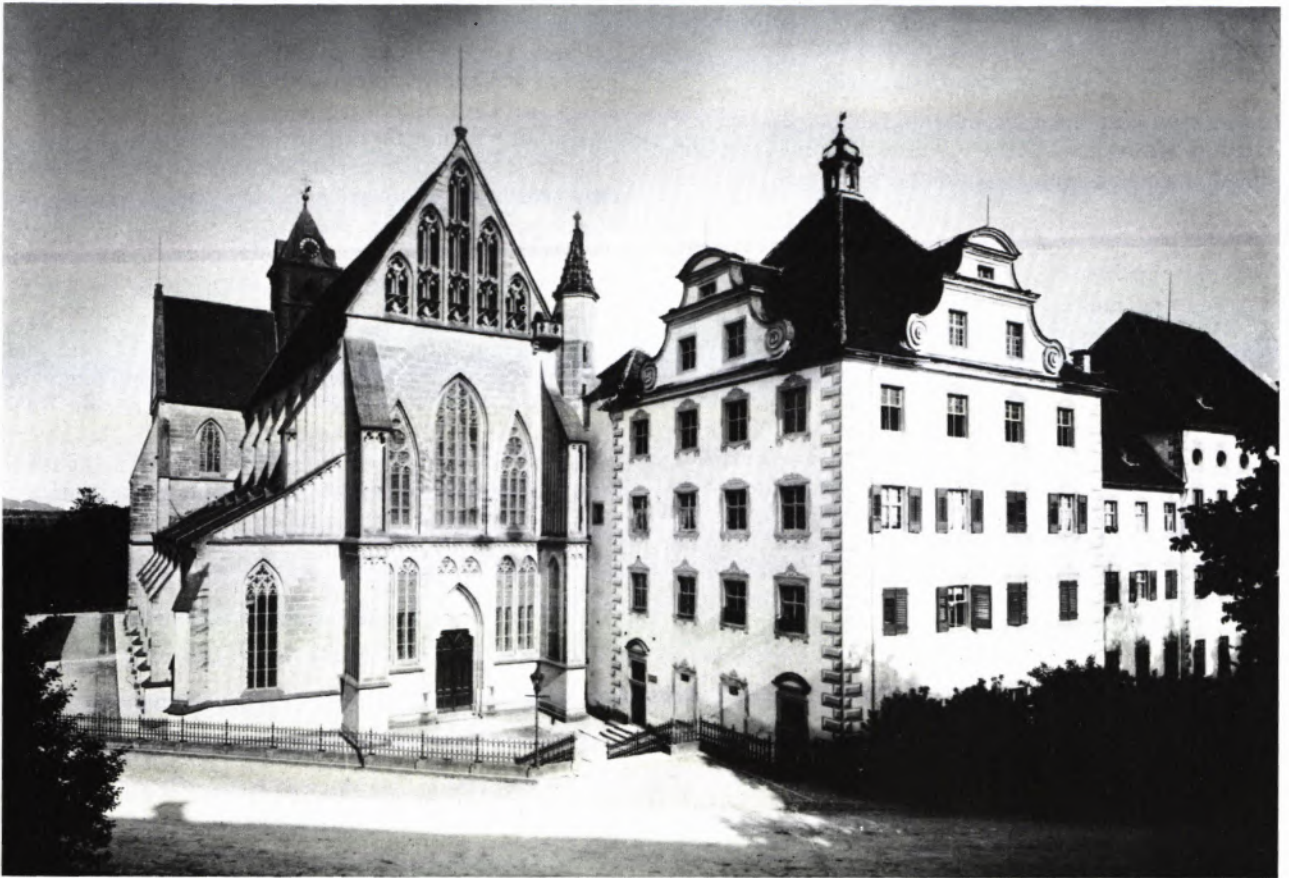
Zusammenfassend zeigt sich, daß die ab 1883 unter der Leitung Baers ausgeführten Restaurierungsarbeiten vor allem der Sicherung und Erhaltung historischer Substanz dienten. Geradezu vorbildlich war die Dokumentation des vorgefundenen Bestandes und – nach der ursprünglichen Konzeption – die geplante Erhaltung der Westfassade in ihrer stilistischen Uneinheitlichkeit.

Man mag den Abbruch des klassizistischen Aufsatzes über der Verenakapelle aus heutiger Sicht bedauern. Aus der Sicht des 19. Jahrhunderts ist es jedoch eine bemerkenswerte Leistung, daß man auf einen Abbruch der ganzen Kapelle zugunsten der Erhaltung eines klassizistischen Freskos verzichtet hat und man die Mittel aufwandte, die äußere Umgestaltung der Kapelle so vorzunehmen, daß der Innenraum nicht beeinträchtigt wurde. Dies zeigt ebenso wie die Ausführungen Molitors zur Dreifaltigkeitsorgel von 1887, daß man 1883/94 zu keiner Zeit an eine Umgestaltung des frühklassizistischen Innenraumes dachte.

Das Beispiel der Westfassade zeigt jedoch sehr eindringlich, wie durch – vergleichsweise geringe (etwa 0,5% der Gesamtkosten) – Einsparungen der Quellenwert eines Baudenkmals empfindlich beeinträchtigt



9 WESTFASSADE. Maßwerk eines der inneren Blendfenster, das nach demselben Entwurf geschaffen worden ist wie die in der Zeichnung Hahns dokumentierten Maßwerke.



10 SALEM. Gesamtansicht der ehemaligen Klosterkirche nach Abschluß der Restaurierungsarbeiten. Aufnahme um 1900.

und unwiederbringliche Verluste verursacht werden können.

Letztendlich stellten diese letzten Arbeiten lange Zeit die Verlässlichkeit der gesamten Restaurierung in Frage. Dies ist um so mehr zu bedauern, als die Restaurierung in ihrer Konzeption mustergültig war und nach Lage der Dinge das Vorbild für die von Baer vorbereitete Restaurierung des Freiburger Münsters bildete.

Ein Vergleich mit zeitlich vorangegangenen Restaurierungsarbeiten im damaligen Großherzogtum Baden zeigt das gewandelte Verständnis für die historisch gewachsene Denkmalsubstanz. So war beispielsweise die in den Jahren 1846 bis 1860 unter der Leitung von Heinrich Hübsch geleitete Restaurierung des Konstanzer Münsters von gravierenden Eingriffen in die historische Bausubstanz begleitet. Man erneuerte die Seitenportale ohne Rücksicht auf den historischen Bestand, die Bauplastik der Welserkapelle wurde stark reduziert und die Chorfenster auf Kosten der d'Ixnardschen Chorgestaltung rekonstruiert. Auch die Instandsetzung der Querhausfassaden war nicht ohne Veränderungen vonstatten gegangen.

Vor diesem Hintergrund erscheint die Salemer Restaurierung in ihrem Ansatz geradezu modern. Hieraus erhellt sich auch das Interesse zeitgenössischer Architekten an dieser Restaurierung. Es bedürfen hier nicht nur die Restaurierungsarbeiten Baers, wie die vereinheitlichende Gestaltung der Seitenkapellen des Konstanzer Münsters, einer neuen Bewertung, sondern es gilt auch, die Wirkung Baers als Lehrer zu untersuchen. So war seit 1883 unter seiner Leitung beispielsweise Josef Cades (1855–1943) am Erzbischöflichen Bauamt Freiburg tätig und betreute um 1885 die Restaurierung von Salem.

Angesichts der sehr gut dokumentierten Restaurierung von Salem wiegt es um so schwerer, daß die von Baer und Hahn angefertigten Pläne nicht mehr bei den Akten sind. Der Verfasser, der an einer Monographie zur Baugeschichte Salems arbeitet, ist daher für Hinweise auf den Verbleib dieser Pläne sehr dankbar.

Ulrich Knapp M. A.
Burgsteige 8
7400 Tübingen

Martin Luik: Römerpark Köngen – eine sinnvolle Präsentation eines bedeutenden Bodendenkmals

Zu den wichtigsten Aufgaben der Archäologischen Denkmalpflege gehören Schutz und Sicherung der vor- und frühgeschichtlichen Kulturdenkmäler. Die nach dem 2. Weltkrieg verstärkt einsetzende Bautätigkeit und neue Methoden der Landwirtschaft haben jedoch tief in die Substanz archäologischer Denkmale eingegriffen und deren Zahl drastisch verringert. Deshalb ist die Landesarchäologie seit einigen Jahren bemüht, „archäologische Reservate“ zu bilden, in denen Kulturdenkmale von besonderer Bedeutung vor der Zerstörung bewahrt und für künftige Forschungen erhalten werden. Bei der Einrichtung solcher Schutzzonen prallen natürlich die gleichermaßen berechtigten Anliegen derer, die das Denkmal schützen, auf diejenigen, die das betroffene Gelände als Baugebiet oder Ackerland nutzen wollen. So verhielt es sich auch in Köngen, wo die Auseinandersetzung um die Bebauung des Kastellgeländes lange schwelte.

Das Kastell Köngen wurde um 90/95 n. Chr. errichtet. Es sollte den Neckarübergang der römischen Fernstraße Mainz–Augsburg decken und zugleich das obere Neckartal schützen. Im Zusammenhang mit der Gründung des Lagers entwickelte sich die blühende und ausgedehnte Zivilsiedlung „Grinario“, die auch nach Verlegung der im Köngener Kastell stationierten Einheit an den vorderen Limes um 155 n. Chr. weiterbestanden und erst bei den Alamanneneinfällen um 259/60 ihr Ende gefunden hat.

1885 hatte der württembergische Generalmajor Eduard von Kallee das Kastell entdeckt und seine ungefähre Größe durch Ausgrabungen festgelegt. A. Mettler unternahm 1896 im Auftrag der Reichslimeskommission weitere Grabungen. Er grub diesmal auch im Kastellinneren, wo Teile des Stabsgebäudes, das Bad und zwei große Speichergebäude in der Nähe des hinteren Lagertores untersucht wurden, die, wie man heute weiß, ebenso wie das Bad anstelle der Mannschaftsbaracken erst nach Abzug der Truppe errichtet wurden. 1907 faßte Mettler alle bisherigen Beobachtungen zu Kastell und Siedlung in einem Beitrag für das große Sammelwerk „Der Obergermanisch-Rätische Limes des Römerreiches“ zusammen; eine bis heute grundlegend gebliebene Arbeit.

1911 wurde der südliche Eckturm, dessen Fundamente bereits 1885/86 ausgegraben und konserviert worden waren, wiederaufgebaut. Bauherr war der Schwäbische Albverein, in dessen Besitz die Anlage mittlerweile durch Schenkung übergegangen war. Im gleichen Jahr ließ P. Goessler den Lagergraben beim Turm aufdecken und in seiner ursprünglichen Form wiederherstellen. Im Inneren des Turmes hatte man ein kleines Museum

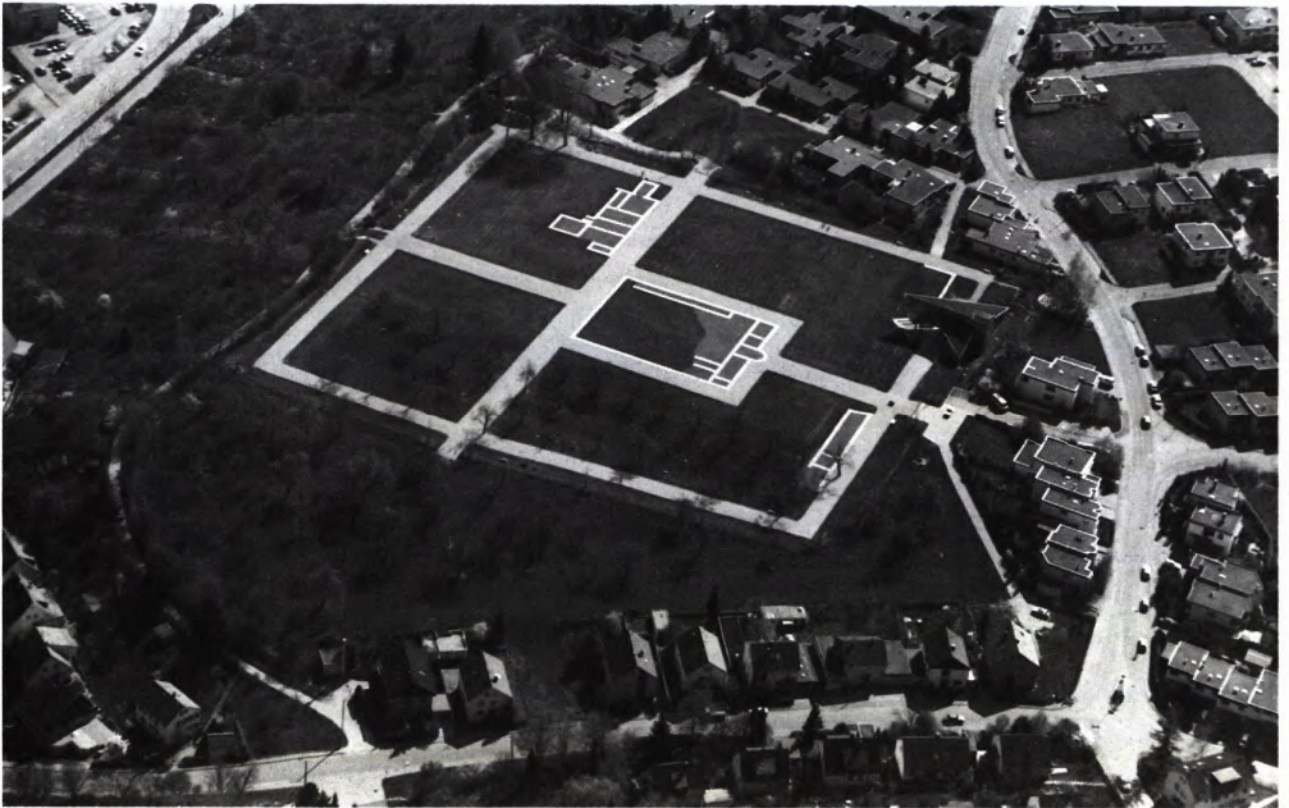
eingerrichtet – gleichsam die Keimzelle aller musealen Anstrengungen in Köngen –, das bis 1939 von J. Kuder betreut wurde.

Die Ortsgruppe Köngen des Schwäbischen Albvereins, damals wie heute für die Pflege der Anlage zuständig, bemühte sich in der Folgezeit, die infolge der Kriegswirren stark in Mitleidenschaft gezogene Sammlung zu ordnen und wieder zugänglich zu machen. Dabei sah sie sich vor dem Problem, daß das Gebäude der römischen Siedlung von Norden Schritt für Schritt überbaut wurde: ein offensichtlich unaufhaltsamer Prozeß, der allmählich auch auf das Kastellgelände überzugreifen drohte. Bald zeigte sich, daß eine Klärung des Problems nur auf dem Gerichtsweg zu erreichen war.

Die wichtigsten Stationen der Ereignisse sind: 1963 beschloß die Gemeinde Köngen das Verfahren zur Aufstellung eines Flächennutzungsplans, in dem auch das Kastellgelände als Baugebiet ausgewiesen werden sollte. 1967 genehmigte das Regierungspräsidium Nordwürttemberg diesen Flächennutzungsplan, folgte jedoch den Argumenten des damaligen Staatlichen Amtes für Denkmalpflege in Stuttgart und klammerte deshalb das Kastellgelände von der Bebauung aus. Dage-

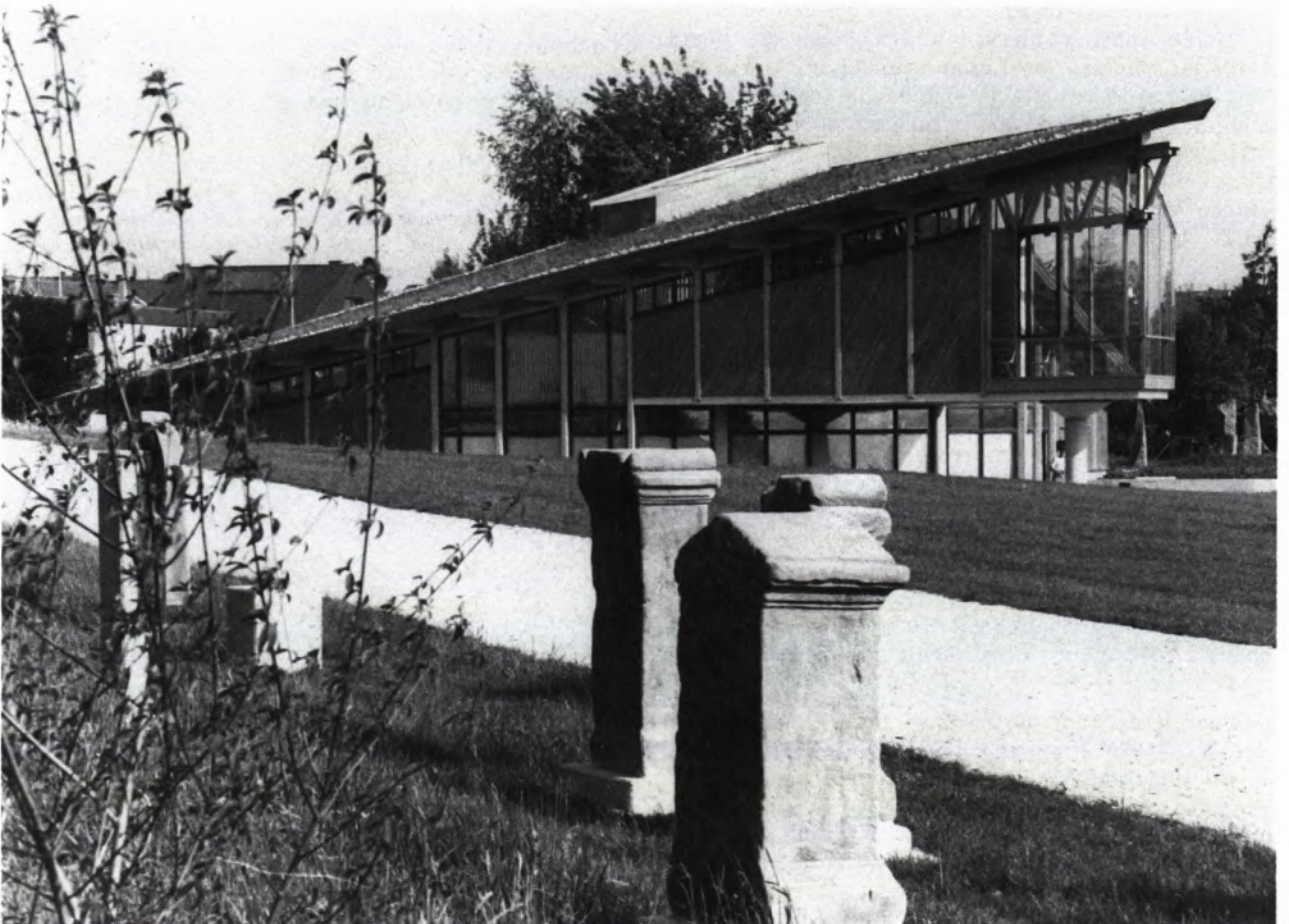
1 MUSEUMSPAVILLON Köngen, Blickpunkt im Eingang: das in Köngen geborgene Mithrasrelief. Mit fast 3 m Breite eines der größten Bildzeugnisse dieser Religion nördlich der Alpen. Nur der rechte, untere Teil ist antik, doch die Darstellung mit großer Sicherheit rekonstruiert werden.





2 KASTELL KÖNGEN 1988: die Lagerstraßen sind durch eine weiße Bekiesung markiert, die Innenbauten – in der Mitte die Princi-pia, links ein Bad – durch Platten, rechts der Ausstellungspavillon. Durch die Bebauung wurden in den letzten Jahrzehnten große Teile der römischen Siedlung zerstört. Luftbild freigegeben durch Reg.-Präs. Stuttgart Nr. 57541 vom 3. 5. 1988.

3 DER MUSEUMSPAVILLON mit Aussichtskanzel. Von ihr bietet sich ein hervorragender Blick über das Kastellgelände mit dem Römerpark.





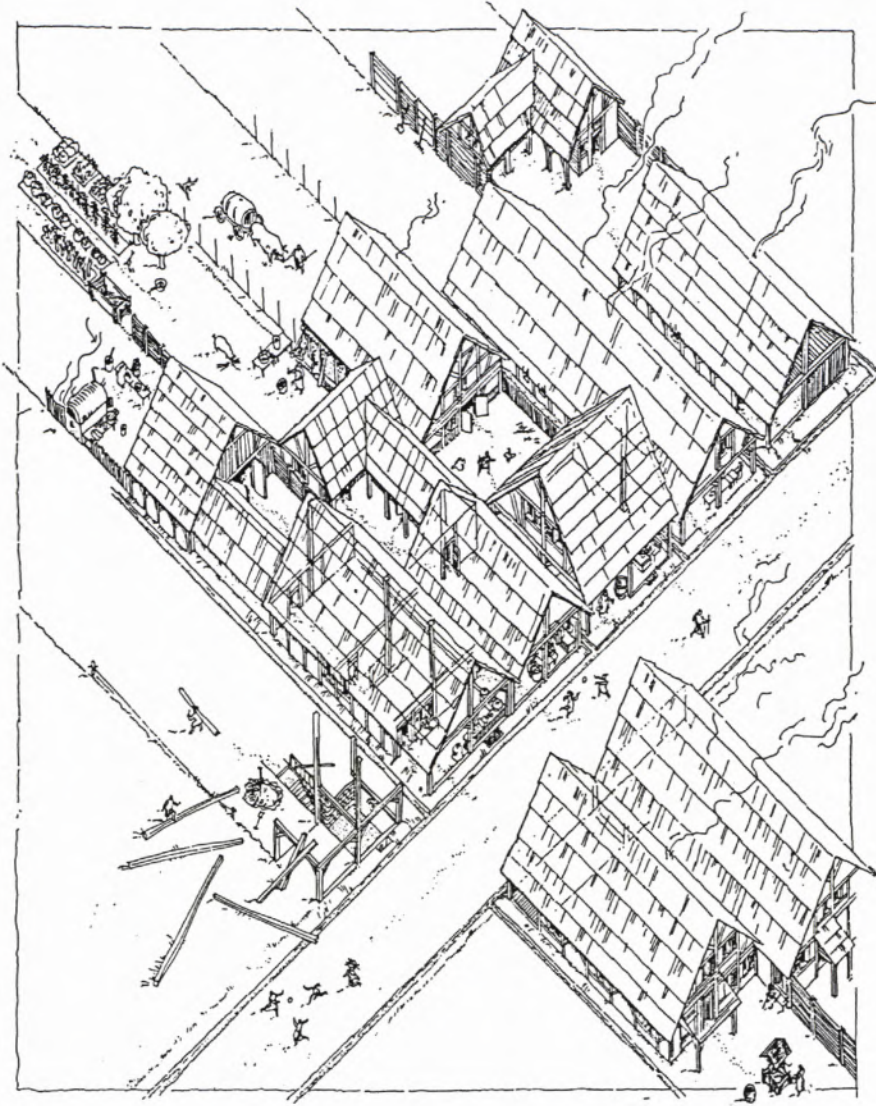
4 BLICK auf das Parkmuseum im Kastellgelände mit Abgüssen kulturgeschichtlich bedeutsamer römischer Steindenkmäler aus dem Neckarraum.

gen legte die Gemeinde Köngen Widerspruch ein und hatte damit 1970 beim Verwaltungsgericht Stuttgart in 1. Instanz Erfolg. 1973 hob der Verwaltungsgerichtshof Mannheim das Stuttgarter Urteil wieder auf. Die wissenschaftliche und heimatkundliche Bedeutung des ehemaligen Kastells wurde in seinem Urteil wesentlich höher bewertet als die Gewinnung weiterer Wohnflächen. Dieses Urteil hat für die Denkmalpflege grundlegende Bedeutung. 1974 erfolgte schließlich auf der Grundlage dieses Gerichtsurteils nach § 12 DschG die Eintragung des Kastellgeländes in das Denkmalsbuch. Diese Eintragung ist seit 1977 rechtsgültig, nachdem die Anfechtungsklage der Gemeinde Köngen sowie einiger Grundbesitzer vor dem Verwaltungsgericht Stuttgart abgewiesen worden war.

Bis 1980 war das Kastellgelände auf drei Seiten vollständig umbaut worden. Das Schlagwort vom „eingekreisten Bodendenkmal“ machte die Runde. Als das immer größer werdende Interesse der Öffentlichkeit am Kastell und seiner Geschichte zu niedergetrampelten Wiesen und Feldern führte und sich der Ärger der Grundstückseigentümer in immer heftiger werdenden Klagen entlud, mußte rasch gehandelt werden: In enger Zusammenarbeit zwischen Bürgermeister H. Weil, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Württembergischem Landesmuseum Stuttgart und der Ortsgruppe des Schwäbischen Albvereins entstand die Idee vom „Römerpark Köngen“. Er wurde von der Gemeinde Köngen, dem Landkreis Esslingen, dem Land Baden-Württemberg, der Denkmalstiftung Baden-Württemberg, dem Schwäbischen Albverein und mit Hilfe privater Spender finanziert. Zunächst wurde 1985 das gesamte Gelände des ehemaligen Kastells aufgekauft. Außerdem entschloß man sich zu einem Museumsneubau,

der in den Jahren 1986/87 über dem zwischen westlicher Lagerecke und hinterem Lagertor gelegenen Zwischenturm errichtet wurde. Zuvor war das von den Baumaßnahmen betroffene Areal vom Landesdenkmalamt archäologisch untersucht worden.

Der Museumspavillon erhielt dabei zwei schräg zueinander gesetzte Grasdächer, die die angehobene Grasdecke über den Kastellresten symbolisieren sollen und nach einer Idee des Architekten die „Fragmente der Vergangenheit“ offenlegen. Hier kann sich der Besucher anhand großformatiger, großzügig mit Grafiken ausgestatteter Tafeln über das römische Leben, über Geschichte und Bedeutung von Kastell und Vicus Grinario informieren. Wichtiges Anschauungsmaterial zu den in den Texten getroffenen Aussagen bieten mehrere Vitrinen. Sie sind mit ausgewählten Funden bestückt, die zum größten Teil dem Museum von Privatleuten als Geschenk oder leihweise überlassen wurden. Dieser Bestand konnte um einige wichtige Funde aus den Grabungen des Landesdenkmalamtes, die das Württembergische Landesmuseum als Leihgaben zur Verfügung stellte, bereichert werden. Im Obergeschoß des Museums ist ferner eine Tonbildschau untergebracht, die vor allem für Schüler und Jugendliche gedacht ist, einer wichtigen Zielgruppe des Museums. Von der Aussichtskanzel bietet sich ein schöner Blick in Richtung Schwäbische Alb, zum Eckturm von 1911, in dem eine kleine Ausstellung über den militärischen Bereich eingerichtet wurde, und in dem sich ein Zinnfigurendiorama befindet, und über das Freigelände, bei dessen Anlage, ähnlich wie beim Welzheimer Ostkastell, versucht wurde, die ergrabenen Baustrukturen aufzunehmen. Außerdem ergänzen die im Außenbereich aufgestellten Steindenkmäler die bereits im Mu-



5 DORFSTRASSE im Kastellvicus Koenigsberg: charakteristisch sind die langen, senkrecht zur Straße hin errichteten Holzgebäude in dichter Reihung (Zeichnung im Ausstellungspavillon).

seum angesprochenen Themenbereiche römische Verwaltung, Totenkult und Religion.

Das Gelände der römischen Siedlung „Grinario“ wurde in den letzten Jahrzehnten überbaut und damit unwiederbringlich zerstört. Dieses Schicksal konnte dem ehemaligen Kastell gerade noch erspart werden. Mit der Anlage des Römerparks wurde eine sinnvolle Lösung verwirklicht, um ein bedeutames Bodendenkmal vor der Zerstörung zu bewahren.

Literatur:

H. Zörn: Das Verwaltungsgericht entscheidet ... Zum Kastell Koenigsberg. Denkmalpflege in Baden-Württemberg 5, 1976, 128 ff.

Ch. Unz: Grinario – Das römische Kastell und Dorf Koenigsberg. Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg 8 (Stuttgart 1982).

D. Planck: Aufgaben und Arbeitsweise der Archäologischen Denkmalpflege. Denkmalpflege in Baden-Württemberg 14, 1985, 60 ff.

Ph. Filtzinger: Koenigsberg. In: Ph. Filtzinger, D. Planck, B. Cämmerer (Hrsg.), Die Römer in Baden-Württemberg³ (Stuttgart 1986) 369 ff.

R. Rutschmann: Archäologischer Park Koenigsberg. Garten und Landschaft 12, 1987, 27 ff.

Festschrift zur Einweihung des Römerparks Koenigsberg (Koenigsberg 1988)

M. Luik u. F. Reutti: Der Römerpark in Koenigsberg. Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg 12 (Stuttgart 1988).

*Martin Luik M. A.
Institut für Vor- und Frühgeschichte und
Provinzialrömische Archäologie
Ainmillerstraße 8a
8000 München 40*

Doris Ast/Ulrich Gräf:
Zur Nachahmung empfohlen!
Ausstellung in Bietigheim-Bissingen

Unter dem Titel „Am Anfang war das Wasserrad; Mühlen und frühe Industriebetriebe an Metter, Saubach und Enz“ zeigten Schüler des Gymnasiums Bietigheim in Zusammenarbeit mit der Stadt im Februar 1988 eine „Photodokumentation“ im Hornmoldhaus.

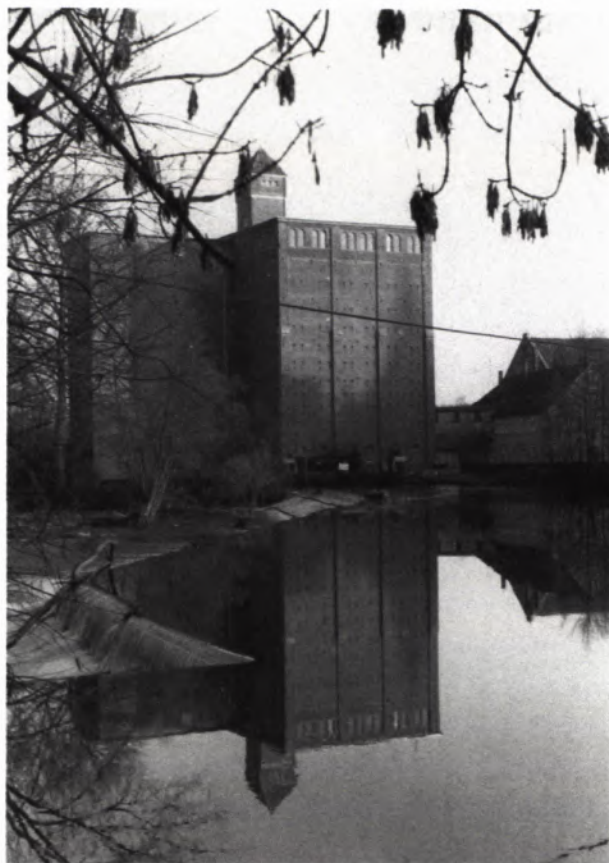
Hinter der bescheidenen Bezeichnung Photodokumentation verbarg sich eine ideenreich präsentierte Ausstellung, die auch über die Stadt hinaus beachtliches Echo fand.

Das Projekt kam auf Initiative von Ulrich Geisler zustande, Professor am Bietigheimer Gymnasium, der es verstand, zehn Abiturienten – außerhalb der Schule – für Fotoarbeiten und Dokumentation über eine zum Abbruch bestimmte Ölmühle zu gewinnen. Ausgangspunkt war also, Informationen zu sammeln und Architektur zu fotografieren, daraus entstand dann im Laufe von eineinhalb Jahren eine originelle und wohlthuend überschaubare Ausstellung.

Zur Vorbereitung wurden historische Abbildungen, mündliche Überlieferung und Exponate wie Werkzeuge und damit fabrizierte Produkte gesammelt, Interviews und Fotos gemacht.

Die Schau umfaßte historische Plätze, an denen Mühlen gestanden hatten, und zwar Mahl-, Öl-, Säge- und Schleifmühlen, letztere waren die Vorläufer kleiner metallverarbeitender Betriebe. Als Beispiel für andere ebenfalls am Wasser angesiedelte Betriebe stand die Kammgarnspinnerei aus der Mitte des letzten Jahrhunderts. Für die heutige Produktion standen zwei noch vorhandene Mühlen, die Rommel-Mühle und die Hübnersche Mettermühle.

Ausgehend vom historischen Lageplan, dem Ausschnitt aus der Flurkarte über historische Abbildungen zu heutigen Ansichten ließen sich, unterstützt durch knappe, gut verständliche Texte, die einzelnen Anwesen erschließen. Ein Begleitpapier brachte die notwendige Ergänzung der Ausstellungstexte, wobei vereinzelt der Hinweis auf den Architekten (z. B. den bekannten Stuttgarter Industriearchitekten Philipp J. Manz) hilfreich gewesen wäre. Ausgesprochen gelungen war die Präsentation der Ausstellungsstücke, besonders die Idee, von Grundschulern verschiedene Mühlentypen mit Steckbausteinen nachbauen zu lassen. Neben Utensilien wie Mehlsäcken, Sieben u. a. fanden sich Werkzeuge und Produkte wie Sensen, Messerklingen, auch verschiedene Feldfrüchte und die daraus gewonnenen Öle waren zu sehen.



BISSINGER MÜHLE an der Enz, heute Großmühle der „Stuttgarter Bäckermühlen AG“.

Ein sehr geschickter Ansatz der Ausstellung war es, zu zeigen, was aus den ehemaligen Mühlen wurde und welche Einstellung die heutigen Eigentümer dazu haben. Damit wurde die Materie auch für den Ortsfremden eingängig und lebendig. Außerdem ist es den Veranstaltern gelungen, durch die Konzentration auf den engen lokalen – und damit für die Mehrzahl der Besucher vertrauten – Bereich die historische Entwicklung besonders anschaulich zu machen, was gerade bei dem etwas spröden Gebiet der technischen Kulturdenkmale sehr zu begrüßen ist. Das Publikum, gleich welchen Alters, wurde hier angeregt, sich mit der Geschichte der Stadt, vor allem der Wirtschafts- und Sozialgeschichte, zu befassen, d. h. mit Heimatgeschichte im besten Sinn.

Für die Schüler wiederum ergab sich der Lerneffekt, daß sie über das Medium Fotografie Zugang zu schulfremden Stoffen gefunden haben, wie z. B. Architektur. Zugleich wurden sie auf direkte Weise an die Geschichte herangeführt, indem sie über die Spurensuche bis zur Darstellung des Gefundenen die Möglichkeiten zur Vermittlung von Geschichte ausprobieren konnten.

Für die Denkmalpflege ist diese Art des Umgangs mit Geschichte außerordentlich wichtig und hilfreich, da sie mehr Verständnis für die Vergangenheit und damit größere Verständigungsbereitschaft bei der Erhaltung von Kulturdenkmälern bewirkt.

Dr. Doris Ast
Dipl.-Ing. Ulrich Gräf
Landesdenkmalamt
Mörikestraße 12
7000 Stuttgart 1

Personalia

Verleihung der Verdienstmedaille an Dr. Hartwig Zürn

Am 7. Mai 1988 wurde im Schloß Ludwigsburg an Herrn Landeskonservator a. D. Dr. Hartwig Zürn die Verdienstmedaille des Landes Baden-Württemberg verliehen. Herr Dr. Zürn war in den fünfziger und sechziger Jahren Leiter der Bodendenkmalpflege im Regierungsbezirk Nordwürttemberg, seit 1972 dann bis zu seiner Pensionierung 1979 Leiter der Abteilung Archäologische Denkmalpflege und zugleich Stellvertreter des Präsidenten des Landesdenkmalamtes.

In der Würdigung wurden die großen Verdienste von Dr. Zürn um den Aufbau einer modernen, effektiven Landesarchäologie angesprochen, die nur durch großen persönlichen, bedingungslosen Einsatz erreicht werden konnten. Besonders hervorgehoben wurden seine zahlreichen archäologischen Rettungsgrabungen von überregionaler und nationaler Bedeutung, ebenso die vielen Abhandlungen und

Berichte aus der Feder von Hartwig Zürn zu Fragen und Problemen der südwestdeutschen Archäologie.

Herr Dr. Zürn hat auch beispielhaft eine eigene Publikationsreihe zur Vor- und Frühgeschichte initiiert, für welche er nicht weniger als acht Bände und Kataloge selbst verfaßt hat! In ungezählten Verhandlungen hat Dr. Zürn die Sache der Archäologie zäh und mit Überzeugungskraft vertreten, in Vorträgen und Führungen für sie geworben. So bildete auch die Schaffung eines dichten Netzes von ehrenamtlichen Mitarbeitern einen wichtigen Schwerpunkt seiner Tätigkeit. Die Gründung der Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte in Württemberg und Hohenzollern hat Hartwig Zürn wesentlich veranlaßt, ihr Geschäftsführer war er dann auch von 1963 bis 1974.

In seinem Ruhestand hat Herr Dr. Zürn einen alten Plan verwirklicht: Unter großen persönlichen Opfern konnte er 1987 das grundlegende Katalogwerk „Hallstattzeitliche Grabfunde in Württemberg und Hohenzollern“ – ein Standardwerk für diese Epoche in Südwestdeutschland – abschließen.

Mitteilung

Villen und Gärten des 19. und frühen 20. Jahrhunderts – Fachseminar für Architekten, Garten- architekten und Denkmalpfleger

Veranstalter sind die Deutsche Gesellschaft für Gartenkunst und Landschaftspflege e.V., Landesgruppe Baden-Württemberg, und das Institut – Fortbildung Bau e.V. bei der Architektenkammer Baden-Württemberg.

Neben der Darstellung denkmalpflegerischer Problemfälle, die bei der Erhaltung und Umnutzung von Villenanlagen die Architekten und den Denkmalpfleger beschäftigen, sollen Erhaltungs-

voraussetzungen für die Bewahrung der architektonischen Leistungen dieser Zeitepoche dargestellt werden. Ferner zielt das Seminar auf die Förderung einer Zusammenarbeit von Architekten, Gartenarchitekten und Denkmalpflegern bei der Behandlung denkmalrelevanter Fragen.

Tagungsort: Baden-Baden vom 30. 9. bis 2. 10. 1988. Nähere Informationen bei der Geschäftsstelle der Deutschen Gesellschaft für Gartenkunst und Landschaftspflege e.V., Landesgruppe Baden-Württemberg, Herrn Manfred Kieschke, Lamternstraße 12, 7250 Leonberg, Tel. (0 71 52) 2 29 72.

Quellennachweis für die Abbildungen

(Die Zahlenangaben verweisen auf die Seiten.)

Fotoaufnahmen stellten zur Verfügung:

Atelier Gronwald, Winnenden 148 Abb. 3, 149;

Büro Mutschler + Partner, Mannheim (Foto: R. Pleitner) 133 Abb. 18;

Generallandesarchiv, Karlsruhe 126 Abb. 2;

J. Janiszewski, Mannheim 129 Abb. 10;

U. Knapp, Tübingen 138–145;

Reissmuseum, Mannheim 131 Ab. 14;

H.-J. Soldan, Mannheim 132 Abb. 15;

Stadtarchiv Mannheim (Bildslg. Nr. 15350) 127, (Bildslg. 11833) 128 Abb. 6, 130 Abb. 12;

Städtisches Hochbauamt Mannheim 132 Abb. 16, 133 Abb. 17;

S. Theiss, Bietigheim-Bissingen 151;

Universitätsbibliothek Heidelberg 129 Abb. 8;

LDA-Karlsruhe Titelbild (Foto: Büro P. Schneider, Karlsruhe), 113 Abb. 2 (Foto: R. Gensheimer) 114–116, 118–121, 126 Abb. 1, 128 Abb. 7, 129 Abb. 9, 130 Abb. 11, 131 Abb. 13, 134–137; LDA-Stuttgart 109, 111 (Foto: R. Gensheimer), 122, 123, 147, 148 Abb. 2 (Foto: R. Gensheimer); LDA-Tübingen 146 (Foto: Mezger, Überlingen).

Die Zeichnungen lieferten:

Atelier Gronwald, Winnenden 150; Württembergische Landesbibliothek, Stuttgart 105;

LDA-Karlsruhe 112, 113, 116, 117;

LDA-Stuttgart 106–108, 110.

Aus: R. Perrey, Schulhausneubauten in Mannheim, in: Das Schulhaus. Technisch-hygienische Monatsschrift 12/1917 (S. 357–365), 128 Abb. 4 u. 5.

Veröffentlichungen des Landesdenkmalamtes

Sämtliche Veröffentlichungen können nur durch den Buchhandel bezogen werden (der „Ortskernatlas“ auch über das Landesvermessungsamt).

Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg Deutscher Kunstverlag

Band 1 (vergr.)

Peter Breitling
Hans Detlev Kammeier
Gerhard Loch

Tübingen

Erhaltende Erneuerung eines Stadtkerns

München/Berlin 1971

Band 2

Reinhard Lieske (vergr.)

Protestantische Frömmigkeit im Spiegel der kirchlichen Kunst des Herzogtums Württemberg

München/Berlin 1973

Band 3 (vergr.)

*Stadtkern Rottweil
Bewahrende Erneuerung von Struktur, Funktion und Gestalt*

München/Berlin 1973

Band 4 (vergr.)

Heinz Althöfer
Rolf E. Straub
Ernst Willemsen

Beiträge zur Untersuchung und Konservierung mittelalterlicher Kunstwerke

München/Berlin 1974

Band 5 (vergr.)

*Der Altar des 18. Jahrhunderts
Das Kunstwerk in seiner Bedeutung und als denkmalpflegerische Aufgabe*

München/Berlin 1978

Band 6

Historische Gärten und Anlagen als Aufgabengebiet der Denkmalpflege

Verlag Ernst Wasmuth
Tübingen 1978

Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg Deutscher Kunstverlag

Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Oberamts Ulm – ohne die Gemarkung Ulm

Bearbeitet von
Hans Andreas Klaiber
und
Reinhard Wortmann
München/Berlin 1978

Die Kunstdenkmäler des Stadtkreises Mannheim

Bearbeitet von
Hans Huth,
mit Beiträgen von
E. Gropengießer,
B. Kommer,

E. Reinhard,
M. Schaab
München/Berlin 1982

Adolf Schahl,
Die Kunstdenkmäler des Rems-Murr-Kreises
München/Berlin 1983

Arbeitshefte des Landesdenkmalamtes BW

Konrad Theiss Verlag

Heft 1

Richard Strobel und
Felicitas Buch
Ortsanalyse
Stuttgart 1986

Ortskernatlas Baden-Württemberg Landesdenkmalamt Landesvermessungsamt Stuttgart

H. 2.1. Ladenburg 1984
H. 1.1. Esslingen a.N. 1985
H. 1.2. Schwäbisch Gmünd 1985
H. 1.3. Schwäbisch Hall 1986
H. 1.4. Leonberg 1986
H. 1.5. Herrenberg 1986
H. 1.6. Waiblingen 1987
H. 1.7. Markgröningen 1987
H. 1.8. Bietigheim-Bissingen 1988
H. 4.1. Ravensburg 1988
H. 4.2. Meersburg 1988

Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg

Vertrieb:
Verlag Ernst Wasmuth
Tübingen

Band 1

Günter P. Fehring
*Unterregenbach
Kirchen, Herrensitz,
Siedlungsbereiche*
Stuttgart 1972

Band 2

Antonin Hejna
*Das „Schlöble“
zu Hummertsried
Ein Burgstall des
13. bis 17. Jahrhunderts*
Stuttgart 1974

Band 3

Barbara Scholkmann
*Sindelfingen/
Obere Vorstadt
Eine Siedlung des hohen
und späten Mittelalters*
Stuttgart 1978

Band 4

Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg
Stuttgart 1977

Band 5

Hans-Wilhelm Heine
*Studien zu Wehranlagen
zwischen junger Donau
und westlichem Bodensee*
Stuttgart 1979

Band 6

Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg
Stuttgart 1979

Band 7

Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg
Stuttgart 1981

Band 8

Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg
Stuttgart 1983

Band 9

Volker Roeser und
Horst-Gottfried Rathke
St. Remigius in Nagold
Tübingen 1986

Fundberichte aus Baden-Württemberg

E. Schweizerbart'sche
Verlagsbuchhandlung
(Nägele u. Obermiller,
Stuttgart)

Band 1, 1974 Band 2, 1975
Band 3, 1977 Band 4, 1979
Band 5, 1980 Band 6, 1981
Band 7, 1982 Band 8, 1983
Band 9, 1984 Bd. 10, 1986
Bd. 11, 1986 Bd. 12, 1987

Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag Stuttgart

Band 1, 1972

Rolf Dehn

Die Urnenfelderkultur in Nordwürttemberg

Band 2, 1972

Eduard M. Neuffer
Der Reihengräberfriedhof von Donzdorf (Kreis Göppingen)

Band 3, 1972

Teil 2: Alix Irene Beyer
Die Tierknochenfunde

Band 4, 1973

Teil 1: Gustav Riek
Das Paläolithikum der Brillenhöhle bei Blaubeuren (Schwäbische Alb)

Teil 2:

Joachim Boessneck
Angela von den Driesch
Die jungpleistozänen Tierknochenfunde aus der Brillenhöhle

Band 5, 1973

Hans Klumbach
Der römische Skulpturenfund von Hausen an der Zaber (Kreis Heilbronn)

Band 6, 1975

Dieter Planck
*Aræe Flaviae I
Neue Untersuchungen zur Geschichte des römischen Rottweil*

Band 7, 1976

Hermann Friedrich Müller
Das alamannische Gräberfeld von Hemmingen (Kreis Ludwigsburg)

Band 8, 1977

Jens Lünig
Hartwig Zürn
Die Schussenrieder Siedlung im „Schlößlesfeld“ Markung Ludwigsburg

Band 9, 1977

Klemens Scheck
*Die Tierknochen aus dem jungsteinzeitlichen Dorf Ehrenstein (Gemeinde Blaustein, Alb-Donau-Kreis)
Ausgrabung 1960*

Band 10, 1978

Peter Paulsen
Helga Schach-Dörge
Das alamannische Gräberfeld von Giengen an der Brenz (Kreis Heidenheim)

Band 11, 1981
Wolfgang Czynsz u. a.
Römische Keramik aus dem Vicus Wimpfen im Tal

Band 12, 1982

Ursula Koch
Die fränkischen Gräberfelder von Barga und Berghausen in Nordbaden

Band 13, 1982

Mostefa Kokabi
*Aræe Flaviae II
Viehhaltung und Jagd im römischen Rottweil*

Band 14, 1983

U. Körber-Grohne,
M. Kokabi, U. Piening,
D. Planck
Flora und Fauna im Ostkastell von Welzheim

Band 15, 1983

Christiane Neuffer-Müller
Der alamannische Adelsbestattungsplatz und die Reihengräberfriedhöfe von Kirchheim am Ries (Ostalbkreis)

Band 16, 1983

Eberhard Wagner
Das Mittelpaläolithikum der Großen Grotte bei Blaubeuren (Alb-Donau-Kreis)

Band 17, 1984

Joachim Hahn
Die steinzeitliche Besiedlung des Eselsburger Tales bei Heidenheim

Band 18, 1986

Margot Klee
*Aræe Flaviae III
Der Nordvicus von Aræe Flaviae*

Band 19, 1985

Udelgard Körber-Grohne
Hansjörg Küster
Hochdorf I

Band 20, 1986

*Studien zu den Militärgrenzen Roms III
Vorträge des 13. Internationalen Limeskongresses, Aalen 1985*

Band 21, 1987

Alexandra von Schnurbein
Der alamannische Friedhof bei Fridingen an der Donau (Kr. Tuttlingen)

Band 22, 1986

Gerhard Fingerlin
Dangstetten I

Band 23, 1987

Claus Joachim Kind
Das Felsställe

Band 24, 1987

Jörg Biel
Vorgeschichtliche Höhensiedlungen in Südwürttemberg-Hohenzollern

Band 25, 1987

Hartwig Zürn
Hallstattzeitliche Grabfunde in Württemberg und Hohenzollern

Band 26, 1988

Joachim Hahn
Die Geißenklosterle-Höhle im Achtal bei Blaubeuren I

Band 27, 1988

Erwin Keefer
Hochdorf II. Die Schussenrieder Siedlung

Band 28, 1988

Aræe Flaviae IV. Mit Beiträgen von Margot Klee, Mostefa Kokabi, Elisabeth Nuber

Band 29, 1988

Joachim Wahl
Mostefa Kokabi
Das römische Gräberfeld von Stettfeld I

Band 30, 1988

Wolfgang Kimmig
Das Kleinspergle

Band 31, 1988

*Der prähistorische Mensch und seine Umwelt
Festschrift für Udelgard Körber-Grohne*

Materialhefte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Heft 1, 1982 Heft 6, 1985
Heft 3, 1985 Heft 7, 1985
Heft 4, 1984 Heft 8, 1986
Heft 5, 1985 Heft 9, 1987
Heft 10, 1987 Heft 11, 1988

Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

Das Landesdenkmalamt ist Landesoberbehörde für Denkmalschutz und Denkmalpflege mit Sitz in Stuttgart; die örtlich zuständigen Referate der Fachabteilungen Bau- und Kunstdenkmalpflege (I) und Archäologische Denkmalpflege (II) sind nach dem Zuständigkeitsbereich der Regierungspräsidien jeweils in Außenstellen zusammengefaßt.

Hauptaufgaben des Landesdenkmalamtes als Fachbehörde sind: Überwachung des Zustandes der Kulturdenkmale; fachkonservatorische Beratung der Denkmalschutzbehörden (Landratsämter; Untere Baurechtsbehörden; Regierungspräsidien; Innenministerium), Beteiligung als Träger öffentlicher Belange und Planungsberatung zur Wahrung denkmalpflegerischer Belange insbesondere bei Ortsplanung und Sanierung; Beratung der Eigentümer von Kulturdenkmälern und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen; Gewährung von Zuschüssen für Erhaltungsmaßnahmen; Bergung von Bodenfunden aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit und dem Mittelalter; planmäßige Durchführung und Auswertung von archäologischen Ausgrabungen; Pflege nichtstaatlicher Archive; wissenschaftliche Erarbeitung der Grundlagen der Denkmalpflege und Erforschung der vorhandenen Kulturdenkmale (Inventarisierung).

Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschußwesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

Amtsleitung, Abteilungsleitung, Verwaltung, Inventarisierung, Öffentlichkeitsarbeit, Technische Dienste
Mörikestraße 12, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 6 47-1

Dienststelle Stuttgart

(zuständig für den
Regierungsbezirk Stuttgart)

Bau- und Kunstdenkmalpflege

Zentrale Planungsberatung
Zentrale Restaurierungsberatung
Mörikestraße 12
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 6 47-1

Archäologische Denkmalpflege

Abteilungsleitung
Archäologische Zentralbibliothek
Silberburgstraße 193
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 6 47-1

Archäologie des Mittelalters
Silberburgstraße 193
7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 6 47-1

Außenstelle Karlsruhe

(zuständig für den
Regierungsbezirk Karlsruhe)

Karlstraße 47
7500 Karlsruhe
Telefon (07 21) 1 35 53 11

Amalienstraße 36
7500 Karlsruhe 1
Telefon (07 21) 1 35 53 00

Archäologie des Mittelalters
Karlstraße 47
7500 Karlsruhe
Telefon (07 21) 1 35 53 11

Außenstelle Freiburg

(zuständig für den
Regierungsbezirk Freiburg)

Sternwaldstraße 14
7800 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 20 50

Marienstraße 10a
7800 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 2 05 27 81

Archäologie des Mittelalters
Marienstraße 10a
7800 Freiburg/Br.
Telefon (07 61) 2 05 27 81

Außenstelle Tübingen

(zuständig für den
Regierungsbezirk Tübingen)

Schönbuchstraße 14
7400 Tübingen-Bebenhausen
Telefon (0 70 71) 60 20

Schloß, Fünfeckturnm
7400 Tübingen
Telefon (0 70 71) 28 21 07

Archäologie des Mittelalters
Hagellocher Weg 71
7400 Tübingen
Telefon (0 70 71) 4 11 21